

WAS DIESES HEFT BRINGT

	Seite
<i>Hans Peter Johannsen</i>	
Zwischen Königsau und Eider - Fotografierte Erinnerungen aus Geschichte und Literatur	58
<i>Kurt Hamer / Hartwig Schlegelberger</i>	
Die Situation der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig aus schleswig-holsteinischer Sicht	65
<i>Arthur Lessow</i>	
Traditionsbewußtsein, Pflichtgefühl, Selbstbewußtsein	80
<i>Peter Jessen Sönnichsen</i>	
Freiheit durch Bindung	84
NEUE SCHLESWIGSCHE LITERATURBRIEFE	
<i>Steffen Steffensen</i>	
Thomas Mann in Dänemark	87
<i>Rolf Jacobs</i>	
Dem Märchendichter H. C. Andersen zum Gedächtnis	91
<i>Wilhelm C. Hambach</i>	
Franciska Clausen - <i>die große alte Dame aus Apenrade</i>	100
<i>Anneliese Matthiesen</i>	
Emil Nolde - gesehen aus der Perspektive der „Leute an der Schleuse“	104
Umschau ab Seite 106	

ARMIN NICKELSEN, geb. 1934 in Flensburg; Abitur; Studium; seit 1956 Lehrer an der Deutschen Privatschule Tingleff; seit sechs Jahren Realschuloberlehrer; fünf Jahre Kulturausschuß-Vorsitzender; seit zehn Jahren FUEV-Delegierter und seit April 1975 Vorsitzender des Deutschen Jugendverbandes für Nordschleswig. Mitglied des Finanzausschusses und des Hauptvorstandes des Bundes deutscher Nordschleswiger.

*

ARTHUR LESSOW, geb. 14. August 1911 in Hoyer; Abitur 1930 an der Friedrich-Paulsen-Schule in Niebüll; 1930 bis 1932 Studium an der Pädagogischen Akademie in Kiel; 1932 Lehrer an der deutschen Privatschule in Gravenstein; 1933 Leiter der neugegründeten Deutschen Privatschule in Ulderup; 1934 bis 1945 Leiter der kommunalen deutschen Schule in Rapstedt; 1950 bis 1953 Lehrer in Glücksburg; 1953 bis 1956 Leiter der deutschen Privatschule in Rapstedt; 1956 bis 1975 Schulkonsulent des deutschen Schul- und Sprachvereins für Nordschleswig; ab 1965 Mitglied des Kontaktausschusses für die deutsche Minderheit.

*

PETER JESSEN SÖNNICHSEN, geb. am 19. November 1927 in Sprakebüll/Südtondern; Schulbesuch ein- und zweiklassiger Dorfschulen; Abitur an

der Goethe-Schule in Flensburg; Studium an der Pädagogischen Hochschule in Flensburg; Lehrtätigkeit in Unaften und Apenrade (seit 1953).

ROLF HANS-JOCHEN JACOBS, geboren 1919 in Altona an der Elbe, studierte Medizin und promovierte zum Dr. med.; seit 1951 im Dienste des Landes Schleswig-Holstein; gegenwärtig Ltd. Medizinaldirektor, Facharzt für Kinderheilkunde, Facharzt für Psychiatrie und Neurologie und speziell Kinder- und Jugendpsychiatrie am Landeskrankenhaus Schleswig, Krankenhaus für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Schleswig-Hesterberg. Private Interessengebiete: Quellenkritische Geschichtswissenschaft, Geniologie und speziell „Das goldene Zeitalter dänischen Geisteslebens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit seinen Vordergrundgestalten Grundtvig, Sören Kierkegaard und Hans-Christian Andersen und ihren Werken.

*

WILHELM C. HAMBACH, geb. 25. Aug. 1908 in Bonn; Studium der Musikwissenschaft, Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte; Dr. phil., seit 1934 Zeitungsredakteur und Kunstkritiker; nach Kriegsgefangenschaft in den USA und England ab 1948 Theaterkritiker und Gerichtsberichterstatter; seit 1958 Feuilletonchef des Flensburger Zeitungsverlages.

Fotos Hans Peter Johannsen: Seiten 175—180, 182—190, 228; H. Zimmerschmied: Seite 181.

Die Reproduktionen auf den Seiten 222 und 224 sind entnommen der Biographie „Franciska Clausen“ von Troels Andersen und Gynther Hansen, mit einer deutschen Zusammenfassung von Paul Koopmann, Borgen 1974

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich
und werden herausgegeben vom Grenzfriedensbund.
Bezugspreis für V 3339 F 2,— DM, für V 3340 F 1,— DM jährlich.

Für die mit Autorennamen versehenen Beiträge
zeichnen die Verfasser verantwortlich.

Redaktion: Ernst Beier, 239 Flensburg, Waldstraße 40.

Geschäftsstelle: Husum, Osterende 46

Druck: Severin Schmidt GmbH & Co., Graphische Werke, Flensburg.

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

ZWISCHEN KÖNIGSAU UND EIDER

Der Raum zwischen Königsau und Eider, das Gebiet des Herzogtums Schleswig, stellte trotz der Landesteilungen vergangener Epochen viele Jahrhunderte hindurch eine politische Einheit dar. Die Staatsgrenze von 1920 teilte zum ersten Mal in der Geschichte diese Einheit. Ob man zu irgendeinem Zeitpunkt von ihr auch als einer geistigen Einheit sprechen darf, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Sicher ist aber, daß man im Schleswigschen auf einige den Menschen beider Nationalitäten gemeinsame Wesenszüge hinweisen darf. Man trifft auf eine verinnerlichte Religiosität, man beobachtet ein stark ausgeprägtes Rechtsgefühl für geschichtlich gewordene Bindungen, man spürt etwas von einer Einheit unter den Menschen, die durch Toleranz getragen und aus einem spezifischen Humor gespeist wird, man atmet die geistige Luft beider Nationen, wie sie von Söhnen des Landes — Pastoren, Gelehrten, Politikern, Dichtern und Malern geschaffen wurde. Klarheit und Wille wie bei A. D. Jørgensen und Theodor Kaftan, innerer Friede wie bei Nicolai Nielsen, innere Not wie bei Johannes Tiedje, Weisheit wie bei Friedrich Paulsen und Carl Roos, ein Glücksgefühl schmerzlicher oder hochstimmender Art über die Schönheit dieses Landes wie bei Herman Bang und Emil Nolde formen an den Menschen dieser Landschaft, von der Ernst Schröder sagte, daß sie mehr sei als ein Bild, daß sie vielmehr Ausdruck und geformtes Gefäß der Menschen sei, die in ihr leben. Ein Blick auf die großen Abschnitte der Heimatgeschichte läßt in den Zeitgenossen von 1975 die Frage aufkommen: Wie wird der Name des Zeitabschnittes sein, den sie als Zeitgenossen zu gestalten haben? In welche Epoche treten wir ein, nachdem die Zeit der von Nord und Süd her prägenden Dynastien einerseits und die Zeit des Nationalstaates bürgerlich-national-liberaler Provenienz andererseits vorbei ist? Wird es die Zeit der Läuterung und Vertiefung nationaler Werte und zugleich die Zeit redlicher

Information über die Grenze hin und zurück sein? Die Zeit sucht ihren Ausdruck und ihren Namen.

Die vorstehenden Gedanken stellen den Schluß eines Vortrages (mit Lichtbildern) dar, den der Vorsitzende des Grenzfriedensbundes, Dr. Hans Peter Johannsen, auf einer vom Grenzfriedensbund und dem Arbeitskreis junger deutscher Nordschleswiger veranstalteten Tagung im Oktober 1975 in der Akademie Sankelmark hielt. Dr. Johannsen zeigte unter dem Titel „Zwischen Königsau und Eider - fotografierte Erinnerungen aus der Geschichte und Literatur“ 61 Aufnahmen aus dem schleswigschen Raum und setzte sie in Beziehung zu literarischen und politischen Texten der Heimatliteratur. Wir bringen in diesem Heft eine Auswahl von 19 Fotos und Texten.

Auf langen Fußwanderungen und Fahrten längs der schleswig-holsteinischen Westküste und um Hamburg herum hatten wir nach einem Haus oder Platz gesucht. Wir fanden nichts. Unsere gar nicht großen, aber kleinen besonderen Ansprüche blieben unbefriedigt. Erst als wir gelegentlich eines Nachmittags auf der hohen, leeren Warft, die auf Peter Jensens Gemarkung lag, staunend standen, als ein junges Pferd um uns herumgaloppierend tollte und die Himmelswolken, über dem Wasser schwebend sich spiegelten, so herrlich waren, da schauten wir beide uns verstehend an, und meine Ada sagte:
„Hier ist unser Platz!“

Aus: Emil Nolde „Reisen - Ächtung - Befreiung“

ZWISCHEN KÖNIGSAU UND EIDER
fotografierte Erinnerungen aus Geschichte und Literatur

Der Grund, weshalb weder dänische noch deutsche Politiker mit mir zufrieden waren, war der, daß ich ein Kirchenmann war, der, soweit sein Vermögen reichte, eine Verwendung der Kirche im Dienst der Politik energisch verhinderte.

Aus: „Erlebnisse und Beobachtungen des ehemaligen Generalsuperintendenten von Schleswig D. Theodor Kaftan“
(geb. in Loitkirkeby 1847)

*Daß nach des Apostels Wort
Wir ein ruhig Lehen führen!
Und des Geistes Wehen spüren
Uns zum Heile hier und dort!*

Aus einem Gedicht Nielsens
auf die schleswigsche Heimat (1900)

Von Hoptrup aus leitete Anfang des Jahrhunderts der „alte Tonnesen“ die Innere Mission in Nordschleswig. Von Tonnesen stammt das Wort „Nordschleswig ist ein Hexenkessel“. Er meinte damit, daß die zahllosen Gegensätze religiöser und nationalpolitischer Art eine so große Gefahr für die Seele darstellten, daß sie für immer verlorengelangen könne.

Der letzte Grund aber, der uns gegenüber der politischen Kluft bestimmt, mit einem trotzigen Dennoch uns im socialen Leben mit unsern dänisch-gesinnten Brüdern zu verbinden, ist unsere gemeinsame Lutherische Kirche und unsere gemeinsame Gemeinschaftspflege in der Inneren Mission.

Aus: Johannes Tiedje „Die Zustände in Nordschleswig“ (1909)

Von Wodder aus gründete Pastor Schmidt 1909 den Verein für deutsche Friedensarbeit in der Nordmark. In seinem Buch „Mensch zu Menschen in einer Grenzlandgemeinde“ schreibt er:

Es war natürlich unmöglich, in meiner Gemeindegemeinschaft mich auf die grundtvigschen Kreise zu stützen, die zugleich die führenden waren im nationalen Grenzkampf und sich zur Hauptsache aus den Großbauern rekrutierten, aber in Grundtvigs Liedern war so viel menschliche Echtheit, Freude an Gottes Gaben, und so viel mutige Lebensbejahung, daß sie auch mich ansprechen mußten.

Hat je ein Mensch an einem schöneren Orte seine Augen aufgeschlagen als ich? Ach, du wundervolles Pfarrhaus auf der Insel Röm! Gesegnet seist du und wer auch immer im Auf und Ab des Lebens durch deine Räume schreitet! Hat je ein Mensch seine Kindheit freier, schöner, ungebundener verlebt als ich?

Aus: Georg Horstmann „Erinnerungen aus verlorenem Land“

Mit Felsensockel, Ziegelwand und Wölbung
bist du dem Boden, der dich trägt, entstanden.
Aus Erde bist — zum Zeichen — du gesteckt.
Westwindgeschrägte Wipfel rauher Ulmen
verflechten sich zu sommergrünem Kranze,
der alle Totenhügel deines Ackers deckt.
Weit glänzt dein heller Turm, und graue Dörfer,
die dürft'gen Schutz in Pappelkronen suchen,
seh'n fensterblank nach deines Daches Hang.
Im Kreis der Felder weiden bunte Rinder.
Und stille Menschen, Pflüger, Säher, Mäher,
die schaffen ernst zu deinem Glockenklang.
Und wie im Kreise geht des Bauern Leben
um deinen Turm: gottmilder Segen
grüßt Kind und Braut und arbeitsmüden Mann.
Zu deinen Pforten führen alle Wege,
durch Blumen wandeln, flußgleich, stille Stege,
die wechselnder Geschlechter Strom durchrann.

Entnommen aus:
„Geschichten aus Nordschleswig“

Prophetisch spricht dieser dänische Historiker von einer Zeit, „in der die Staaten genötigt sind, gerecht gegen die unterdrückten Nationalitäten zu sein, da es jedermanns eigene Sache wird, welche Sprache er sprechen will, und welchem Volke er geistig angehören will“ (um 1895).

Ich erinnere mich noch deutlich der Wanderung dort hinauf. Ich sehe mich noch auf den gesprengten Resten der Pulverkammer auf Schanze IV sitzen, wovon ich meinen Blick über die schneebedeckte, von der Sonne glänzende Winterlandschaft, mit den vielen wohlbekanntem, erinnerungsreichen Stätten schweifen ließ, während ich noch einmal jedes Für und Wider erwog. Langsam reifte mein Entschluß. Hier war der Kampf für Südjütland mit blanker Waffe geführt worden, aber niemand wußte, ob sie wieder gebraucht wurde, fetzt entspann sich der Kampf auf geistigem Grunde.

Aus: H. P. Hanssen „Et Tilbageblik“

Friedrich Ernst Peters schrieb ein Gedicht „Frühlingsbeginn an der Waldemarsmauer“, dessen erste beiden Strophen lauten:

<i>Und schlich auch in Zagen und Trauer</i>	<i>Steine stehn wie mit klugen</i>
<i>ein endloser Winter hin,</i>	<i>Augen im Greisengesicht,</i>
<i>gegen Süden feiert die Mauer</i>	<i>darum das Moos in den Fugen</i>
<i>heut doch ihren Frühlingsbeginn.</i>	<i>den Kranz des Bartes flicht.</i>

Der dänische Dichter W. A. Linnemann zeigt in seinem Roman „Fabrikanten“, was die Fensterscheiben an der Förde sehen können:

Sie konnten die weißen Gebäude der Pädagogischen Hochschule und den großen Komplex der Technischen Hochschule sehen. Auch konnten sie die neu errichtete Universität sich erheben sehen, und sie konnten die prächtige Lage der Kunstakademie wahrnehmen. Aber sie konnten auch den neuen Wasserturm, der die Form eines Grogglases oder besser eines Pilzes hatte, sehen, und sie sahen den Fernsehturm und die alten Kirchtürme der Stadt zum Himmel streben. Mit ein klein wenig Geschichte im Kopf konnten sie sogar die Entstehung der Stadt als Fischerdorf im innersten Winkel der Förde und ihre Verwandlung zur Förde- und Handelsstadt, seither zur Grenzstadt, und nun schließlich zur Industrie- und Ausbildungsstadt erblicken.

Wenn mein Hauptfach deutsch wurde, dann nicht deshalb, weil die Studienbedingungen günstig waren, ich folgte einem inneren Impuls.

Aus dem zweibändigen Erinnerungswerk von Carl Roos

Epitaph des Professors Friedrich Paulsen, der in Langenhorn geboren wurde und über drei Jahrzehnte als Lehrer der Philosophie und Pädagogik an der Berliner Universität wirkte. Er starb 1908. Die Inschrift auf dem Epitaph wurde zu Lebzeiten von ihm selbst verfaßt:

*Der Wahrheit und der gesunden Vernunft Freund,
Feind der Lüge und dem Schein,
ein Anhänger der guten Sache, auch der nicht siegreichen,
der Ehre der Welt nicht allzu begierig,
nicht im Gefolge des Willens zur Macht,
der Heimat treu,
den Eltern und
den Lehrern seiner Jugend dankbar zugetan,
lebte er in einer Zeit, die von allem das Gegenteil hielt,
und verließ darum nicht unwillig diese Welt
in der Hoffnung einer besseren.*

Du siehst von der Höhe des Berges aus Dörfer, Gehöfte, im Hintergrund im Norden die Stadt Hadersleben, und überall sorgen und mühen sich die Menschen. Sie sind froh und glücklich oder traurig und unglücklich. Aber eines eint sie alle: sie weben bewußt und unbewußt am Bilde und Wesen dieses Landes, dieser Landschaft, die mehr ist als ein Bild. Sie ist Ausdruck und geformtes Gefäß der Menschen, die in ihr leben.

Aus: Ernst Schröder „Nordschleswig“

VOM STANDPUNKT ZUM STANDORT

war das Generalthema einer Tagung, die der „Arbeitskreis junger Nordschleswiger“ in Zusammenarbeit mit dem Grenzfriedensbund in der Akademie Sankelmark durchgeführt hat. Zu dem Sinn dieser Tagung hat Philipp Iwersen, der Vorsitzende des Arbeitskreises, im Grenzfriedensheft 3/75 schon eingehend Stellung genommen. Nachstehend bringen wir im Wortlaut die beiden Beiträge von südlich der Grenze zu der Frage nach dem künftigen Ziel und Weg der Volksgruppe. Die Vortragenden waren Kurt Hamer (SPD), Vizepräsident des Schleswig-Holsteinischen Landtages, und Minister a. D. Dr. Hartwig Schlegelberger (CDU).

Die Situation der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig aus schleswig-holsteinischer Sicht

KURT HAMER

Historische und aktuelle Betrachtungen

Als ich mich auf dieses Referat vorbereitete, brachte mir die Post das jüngste Grenzfriedenshefte (3/75) mit den Anmerkungen von Philipp Iwersen zu dieser Tagung in Sankelmark. Da wird man nun als „exzellenter Kenner Nordschleswigs“ angekündigt, der Ihnen etwas zu sagen habe. Ich bin mir dessen, was mich betrifft, nicht so ganz sicher, und das ist keine falsche Bescheidenheit.

Was mich ein wenig bange macht, das ist die Tatsache, daß in letzter Zeit so viele deutsche Nordschleswiger, der Sache viel stärker als ich verbundene Menschen also, sich über die Situation der deutschen Volksgruppe geäußert haben und daß nur wenige dieser Äußerungen von fester Zuversicht zeugen, viele dagegen von einem bemerkenswerten Pessimismus über die Zukunft der Volksgruppe geprägt sind und bei einigen hinter dem vordergründigen „Dennoch“ tiefe Zweifel und ängstliche Sorgen sichtbar werden.

Da werden Fragen gestellt — es sind eigentlich immer dieselben —, und es werden Antworten darauf gegeben, die so unterschiedlich, zum Teil gegensätzlich ausfallen, wie sie zahlreich sind. Der außenstehende Betrachter — und mehr bin ich nicht — muß sich fragen: Kennzeichnen wirklich nur Orientierungslosigkeit,

Ratlosigkeit, Zweifel und Sorge, auch Mutlosigkeit die Lage der Deutschen in Nordschleswig? Ist das nicht ein grob verzeichnetes oder auch nur sehr einseitiges Bild?

Dennoch: Die Aufsätze, Artikel, Betrachtungen und Bemerkungen sind nachlesbar. Verunsicherung zumindest spricht aus ihnen. Permanente Nabelschau allenthalben, und die Frage ist: Wie sieht es denn nun wirklich aus bei den Deutschen nördlich der Grenze?

Ich gestehe: Ich kann Ihnen keine Analyse Ihrer Situation liefern, die den Anspruch erheben könnte, reale Bestandsaufnahme zu sein. Noch viel weniger bin ich imstande, Ihnen Rezepte für die Gestaltung Ihrer Zukunft als Volksgruppe an die Hand zu geben. Das Nachfolgende sind eher aktuelle als historische Betrachtungen, mehr können es nicht sein, und in dem Wort „Betrachtungen“ liegt nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht zu einer Distanz, die ich dennoch als engagiert bezeichnen möchte.

Was ich vermisse — und ich glaube, sie fehlt uns allen —, das ist eine nüchterne Zustandsbeschreibung. Wie ist die Entwicklung verlaufen: historisch, geistesgeschichtlich, ethnologisch, wirtschaftlich, soziologisch, politisch? Wo steht die Volksgruppe heute? Antworten möchte ich haben ohne Nostalgie, ohne Emotion, ohne Pathos, ohne Bekenntnisse.

Ich will Ihnen ganz ehrlich sagen: Nach allen den sehr persönlich geprägten Antworten auf zweifelnde Fragen nach Weg, Ziel und Chance der Volksgruppe ist es geradezu erholsam, einmal eine Untersuchung zu lesen, die in diesem Jahr als Sonderheft der Schriftenreihe der Akademie Sankelmark erschienen ist. Es handelt sich um die „Beiträge zur Frage der ethnischen Identifikation des Bundes deutscher Nordschleswiger“¹. Sie sind das Ergebnis von sozialwissenschaftlich-empirischen Untersuchungen, die Teilnehmer des Seminars für Volkskunde der Universität Kiel angestellt haben.

Sinn und Zweck der Untersuchung war es, „einen Beitrag zur Erforschung der ethnischen Identifikation der Mitglieder des Bundes deutscher Nordschleswiger zu leisten und daran Erörterungen über die Assimilationsproblematik anzuschließen“. Ich habe nicht die Absicht, die Ergebnisse der Untersuchungen, die sich zwar nur auf die BdN-Mitglieder, nicht auf die gesamte Volksgruppe beziehen, die aber dennoch verallgemeinert werden dürften, hier zu referieren. Die Verfasser sind äußerst zurückhaltend in ihren Wertungen und leiten nur sehr vorsichtig Tendenzen der zukünftigen Entwicklung ab. Dennoch lassen sich einige Feststellungen treffen, und ich glaube, sie berechtigen keineswegs zu dem hier und dort verbreiteten Pessimismus. Sie gestatten im Grunde auch nicht die Frage: „Haben wir noch eine Chance?“ Natürlich haben Sie die!

¹ Siehe hierzu die Buchbesprechung auf Seite 236

Die Einzeluntersuchungen kommen unter anderem zu dem Ergebnis, daß es Probleme der ethnischen Identifikation gibt, oder — einfacher ausgedrückt —, daß es nicht mehr selbstverständlich ist, sich als Deutscher zu bekennen und sich der Volksgruppe zugehörig zu fühlen. Wenn jedoch festgestellt wird, daß vor allem bei jüngeren Menschen in zunehmendem Maße die Tendenz spürbar wird, sich mehr als dänische Staatsbürger denn als Angehörige der deutschen Minderheit zu sehen, wenn also das ethnische Sonderbewußtsein heute nicht mehr allgemein den höheren Stellenwert innerhalb der Volksgruppe besitzt, dann dürfen wir nicht erschrecken, sondern müssen zunächst einmal begreifen, daß sich darin eine ziemlich logische historische Entwicklung abzeichnet.

Wir reden heute gerne von einem neuen Bekenntnis zu unserer Geschichte. Für mich heißt die Anerkennung unserer Geschichte in erster Linie auch das Bekenntnis zu 1945. Daran kann sich niemand vorbeimogeln, weder was die Ursachen, die zu dieser historischen Zäsur führten, und unsere Verantwortung dafür anlangt, noch was die 1945 besiegelten fundamentalen Veränderungen der politischen Landschaft anbetrifft, die ja nicht nur in der Neuziehung von Grenzen bestand.

Dies Bekenntnis zu unserer Vergangenheit, zu unserer ganzen Geschichte, den Höhen und den Tiefen, wird uns in der Bundesrepublik Deutschland abverlangt, ebenso den Deutschen in der DDR und natürlich auch der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig.

Was ich sagen will, ist dies: Man muß sich heute auch zu dem historisch notwendigen Schritt bekennen, daß 1945 die Ziele der deutschen Nordschleswiger neu formuliert wurden. Das aber heißt nichts anderes, als auch die aus der Neuorientierung erwachsenen Konsequenzen — selbst wenn sie damals nicht voll absehbar waren — heute noch wollen zu müssen.

Der Kurswechsel nach 1945, zu beschreiben als Abkehr von Grenzrevision und volklicher Konfrontation, hin zu Kooperation und zur Bereitschaft, die Grenze anzuerkennen, dieser Kurswechsel ist in meinen Augen die eigentliche Ursache für alle Probleme des Selbstverständnisses der deutschen Minderheit und ihrer Organisationen.

Nun ist es selbstverständlich nicht das historische Ereignis der Loyalitätserklärung von 1945 allein, das notwendigerweise zu einer Identitätskrise führen mußte. Aber so bedeutsam die Minderheitenerklärungen auch waren: die Erklärung der Landesregierung Schleswig-Holsteins über die Stellung der dänischen Minderheit vom September 1949, die Bonner Erklärung vom März 1955 und die Kopenhagener Bekanntmachung vom Juni desselben Jahres lagen auf der Linie dieses neuen Verständnisses vom Zusammenleben zweier Völker und Kulturen im Grenzraum. Für die deutsche Volksgruppe war die Erklärung von 1955 zwar ein Ereignis von großer Tragweite, aber letztlich nichts weiter als der konstitutive

Rahmen einer fast zehn Jahre vorher formulierten Politik, ein Markstein also am Wege, den man bereits beging, nicht Wegweiser in eine andere Richtung. Alles, was danach geschah, ist, wenn ich es einmal so generalisierend sagen darf, im Grunde nur Fortentwicklung, Anpassung, Modernisierung eines richtigen Kurses gewesen, ob es sich nun um die Neufassung der Satzung des BdN von 1970, um die 1973 zur Diskussion gestellten Thesen zur Zielsetzung der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig und ihrer Stellung im dänischen Staat oder auch um die umstrittene Frage der Listenverbindung mit den Zentrumsdemokraten handelt.

Mag auch das eine oder andere, was gesagt und getan wurde, fragwürdig oder gar falsch gewesen sein — alles in allem war es ein Weg, der gekennzeichnet ist von positiv besetzten Begriffen: Aussöhnung, Toleranz, Liberalität, Zusammenarbeit, Verständigung, Kontakt.

Und dieser aus bitterer Erfahrung und Einsicht in geschichtliche Notwendigkeiten eingeschlagene Weg war von Erfolg gekrönt.

Denn wenn Sie sich zu Ihrer Geschichte bekennen wollen — und Sie sollten es tun —, dann müssen Sie sich auch zu der Erkenntnis verstehen, daß es Ihnen, nicht zuletzt durch den Geist, der Ihre Arbeit und die Ihrer Organisation beherrschte, in jeder Beziehung äußerlich leichter geworden ist, als Deutscher in Nordschleswig zu leben. Genau das ist die entscheidende Wirkung der neuen Zielsetzung von 1945, zu der es außer dem trotzigen und unsinnigen Verharren in alten Positionen keine Alternative gab.

Das heißt, die Entwicklung von 1945 bis heute ist über manch wichtige geschichtliche Station hin ein konsequenter Weg zu mehr Anerkennung, mehr Mitwirkung, zu Kooperation und Integration, mit einem Wort: zu einem Stück Freiheit mehr für die deutsche Volksgruppe insgesamt und für jeden einzelnen von Ihnen geworden

*

Damit ist aber zugleich vieles schwieriger geworden für die Gruppe und den einzelnen. Es ist leichter, seine eigene ethnische Identifikation im Gegensatz zu anderen, in Konfrontation mit ihnen zu erfahren.

Die neue Freiheit, ohne Schwierigkeiten Deutscher sein zu können, als Deutscher seine dänischen Staatsbürgerrechte uneingeschränkt wahrnehmen zu können, als deutsche Volksgruppe ein gleichberechtigter kultureller und politischer Faktor sein zu können, diese neue Freiheit kann zu der Frage führen — so paradox es klingen mag —, warum man sich unter diesen Bedingungen eigentlich noch als Deutscher bekennen soll.

Die Frage, die sich offensichtlich gerade jüngere Menschen stellen, ist also, ob es bei diesem Stand der „Entgrenzung“ — so darf ich es einmal nennen — überhaupt noch einen Sinn hat, Deutscher sein und bleiben zu wollen.

Es ist offenbar leichter geworden, als Deutscher in Nordschleswig am Leben der Volksgruppe teilzunehmen und von ihrem vielfältigen Angebot Gebrauch zu machen, aber es scheint zugleich schwieriger geworden zu sein, diese persönliche, vielfach aus Tradition getroffene Entscheidung für das Deutschtum auch überzeugend vor sich selbst rational zu begründen.

Ich halte nichts oder nicht viel von Appellen an das nationale Empfinden. Kein Deutscher in Nordschleswig ist moralisch verpflichtet, deutsch zu sein, zu bleiben, zu wählen, seine Kinder in einen deutschen Kindergarten, eine deutsche Schule zu schicken oder sich überhaupt der deutschen Volksgruppe anzuschließen.

Wenn heute dänischen Eltern angeboten wird und sie auch davon Gebrauch machen, ihre Kinder in deutsche Kindergärten oder Schulen zu schicken, mit der simplen, aber einleuchtenden Begründung, daß sie dort Deutsch lernen und dies nicht ohne Nutzen ist, dann sollte es auch hingenommen werden können, daß deutsche Eltern ihre Kinder in dänische Einrichtungen schicken, aus welchen ideellen oder materiellen Gründen auch immer. Ich weiß, daß beide Verhaltensweisen unterschiedlich zu werten und zu gewichten sind; aber kultureller Wettbewerb muß das aushalten können.

Anders ist natürlich die Gefahr zu sehen, daß Jugendliche einfach dem deutschen Kreis, in dem sie groß geworden sind, entwachsen. Ich komme darauf noch zurück.

Dennoch möchte ich diese Vorgänge aller Dramatik entkleiden. Es geht nicht um Verlust oder Gewinn von Seelen. Die Option für die eine oder andere Seite hat ihren Bekenntnischarakter verloren. Das heißt aber auch: Die Attraktivität des Angebots — so nüchtern und merkantil das klingen mag — das Bemühen um jeden einzelnen entscheidet an den Rändern über die Frage, ob jemand bei der deutschen Sache bleibt oder nicht. Ich finde das so schrecklich nicht, und viele Gespräche haben ergeben, daß das in Kindergärten und Schulen zum Teil auch so nüchtern gesehen wird. Da wird um jedes Kind geworben, von dem man annimmt, es gehöre dazu, obwohl die Eltern sich noch nicht oder anders entscheiden wollen.

*

Lassen Sie mich hier einen zweiten Gedanken einfügen. Im Laufe der Jahre nach dem Krieg ist der größte Teil der Kriegs- und Nachkriegshypotheken abgetragen. Was immer Ihre politischen Forderungen an den Staat sind, in dem Sie leben, was immer noch offensteht und zu begleichen ist, was immer auch an neuen Erwartungen und Wünschen formuliert wird — die Wahrnehmung der Interessen der deutschen Nordschleswiger gegenüber dem Herbergsstaat allein kann die Existenz einer organisierten politischen Vertretung der Minderheit nicht ausreichend begründen.

Was aber motiviert eine Minderheit, wenn sie nicht mehr gegen etwas kämpfen

muß, um für sich etwas zu gewinnen? Was macht eine Volksgruppe, wenn sie, wie ihr von allen Seiten immer wieder bestätigt wird, gemeinsam mit ihrem dänischen Pendant in Deutschland ein europäischer Modellfall für die friedliche Lösung von Minderheitenproblemen im Grenzland geworden ist?

Ich glaube, die Volksgruppe hat die Antwort auf diese Frage längst gefunden und sie kann mit Recht stolz darauf sein. Der Gedanke der staatlichen Integration, die Wahrnehmung eines gesellschaftspolitischen Mandats, die allgemeinpolitische Mitwirkung in Nordschleswig, die Idee der grenzüberschreitenden Aktivität, die Funktion des Mittlers, das Bestreben, das kulturelle Angebot für alle, das heißt, auch für Dänen zu öffnen, der Weg fort von der kulturellen Abkapselung, hin zu Wettbewerb, Wechselwirkung und Befruchtung, manches sicher eher Anspruch als Wirklichkeit —, dies alles ist nichts anderes als eine vernünftige Folgerung aus der Tatsache, daß man aus der Konfrontation entlassen wurde, richtiger: sich selbst entlassen hat.

Die Frage der Integration müßte vertieft werden. Ich kann es hier nicht tun. Darüber ist in letzter Zeit Beachtliches gesagt und geschrieben worden. Ich bin fest davon überzeugt, daß Integration in den dänischen Staat nicht automatisch und langfristig zum Verlust der volklichen Identität führen muß.

Der demokratisch-liberale Prozeß der Integration bedeutet ein Mehr an Rechten und ein Mehr an Chancen für jeden einzelnen., Die Einbeziehung der Deutschen als dänische Staatsbürger in die Verantwortung für ihren Staat befreit von letzten Resten der Diskriminierung und ist Anlaß für ein neues Selbstbewußtsein und Selbstwertgefühl.

Aber wir wissen natürlich alle, daß die neue Freiheit auch Gefahren in sich birgt. Es gibt für die Volksgruppe keine Existenzgarantie für alle Zeiten. Die Entscheidung über ihren Fortbestand trifft die Minderheit letztlich selbst. Ihre Zukunft ist weniger abhängig von der Unterstützung, die ihr zuteil wird und auch zukünftig zukommen muß, als vielmehr von dem Willen zu gemeinschaftlicher Eigenständigkeit, von der Selbstverständlichkeit, mit der sich der einzelne zur Volksgruppe bekennt, von der Attraktivität ihrer kulturellen und sozialen Einrichtungen sowie von dem Engagement geeigneter Männer und Frauen und den Aktivitäten, die sie entwickeln.

Dennoch: Zweifel bleiben. Ich kann sie Ihnen nicht nehmen. In der Untersuchung, die ich eingangs erwähnte, heißt es an einer Stelle:

„Die zentrale Frage lautet: Geht mit dem gelungenen, von der Majorität weitgehend akzeptierten Schritt in die staatsbürgerliche Integration, die zugleich das Ende einer bis dahin eher segregativen Stellung der Minderheit bedeutet, ihre Auflösung als ethnische Gruppe einher?“ Der Verfasser fährt dann fort: „Je mehr sich die Angehörigen der jüngeren Generation infolge ihrer staatlichen Integration auch als dänische Mitbürger fühlen, desto größer wird die Wahrscheinlichkeit, daß

die Forderung nach nationaler Gruppentreue ... als isolationistisch und den persönlichen Bedürfnissen des Individuums zuwiderlaufend empfunden wird. Beginn also mit der ... Neuorientierung der Minderheit ... der lange Marsch in die Assimilation an die Herbergsgesellschaft?“

Daß die Jugend der Volksgruppe verlorengehen könnte, daß sich Tendenzen abzeichnen, die auf einen Verlust der Balance zwischen dänischer Staatsbürgerschaft und deutscher Volkszugehörigkeit hinweisen, wird in der Untersuchung mehrfach belegt, wenn auch keineswegs festgestellt wird, daß bereits gravierende Assimilationsprozesse stattgefunden hätten.

Gerade die Untersuchung der Kieler Studenten hat mich in der Annahme bestärkt, daß die deutsche Jugend in Nordschleswig ein Recht darauf hat, die Arbeit, die Entwicklung und die Zukunft der Volksgruppe anders zu sehen als die ältere Generation. Ich glaube nicht, daß der Bund deutscher Nordschleswiger trotz ehrlichen Bemühens diesem Anspruch der Jugend bisher wirklich gerecht geworden ist.

Ich halte es für unerlässlich, in der Jugend das Bewußtsein für die Geschichte der Volksgruppe zu entwickeln, um auch von dort her zur Fixierung eines Standortes zu gelangen. Aber Beschäftigung mit der Geschichte kann nicht heißen, weit vor oder unmittelbar nach 1945 zu beginnen, die heutige Generation an das Ende der Entwicklung zu stellen und sie dann aufzufordern, sich selbst dem historischen Auftrag nicht zu entziehen.

Ich halte es für viel wichtiger, die Jugend zunächst einmal selbst beschreiben zu lassen, was ist, selbst darstellen zu lassen, wie sie ihr deutsches und dänisches Umfeld sieht, sie etwas aussagen zu lassen über ihren Standort darin. Von daher sind dann geschichtliche Begründungszusammenhänge zu suchen.

Ich glaube, daß auf Dauer die Jugend nur zu gewinnen und zu halten ist, wenn sie erkennt, daß deutsch zu sein in Nordschleswig für sie mehr Lebenschancen bedeutet, daß heißt schlicht: von Vorteil für sie ist. Das muß nicht nur in einem vordergründigen, materiellen Sinne verstanden werden. Wenn es der deutschen Volksgruppe nicht gelingt, ihrer Jugend das Gefühl der Verbundenheit zu vermitteln, wenn die Volksgruppe und das, was sie zu bieten hat, von den jungen Deutschen nicht als ihr Bedürfnis empfunden wird, wenn also die Volksgruppe nicht auch Lebenskreis der Jugend bleibt, ohne zugleich isolierend gegenüber anderen Lebenskreisen zu wirken, dann wird die deutsche Minderheit — denken wir in Generationen — geringere Chancen haben. Ich weiß allerdings, daß die Verantwortlichen in Nordschleswig längst erkannt haben, daß hier das eigentliche Problem liegt.

Neben der Gefahr, die Jugend nicht mehr binden zu können, sehe ich eine zweite: Vor einem Jahr habe ich hier gesagt: „Die Minderheiten (damals war auch die dänische mit einbezogen) werden um eine politische Standortbestimmung nicht

umhin kommen.“

Die Interessenlage der deutschen Volksgruppe konnte solange relativ problemlos auf einen gemeinsamen politischen Nenner gebracht werden, wie es eine allgemeine Übereinstimmung in Grundfragen der Volkstumspolitik gab.

Auf- und Ausbau des Kindergarten-, Schul-, Kultur- und Sozialwesens, noch nicht erfüllte Ansprüche an den eigenen Staat und an die kommunalen Verwaltungen, aber auch in Richtung Deutschland, traditionelle Bindungen, eine relativ geschlossene Sozialstruktur und nicht zuletzt eine bewußte, wenn auch schwächer werdende Abgrenzung gegenüber der dänischen Bevölkerung — das alles verband und machte den Bund und seine Repräsentanten zu den von allen anerkannten politischen Sprechern der Volksgruppe.

Das alles gilt heute nicht mehr oder nicht mehr in dem Maße wie vorher. Während früher ein unzweifelhaftes Selbstverständnis der Angehörigen der Minderheit sich die politisch-kulturelle Organisation zur Wahrnehmung und Durchsetzung ihrer Interessen und Belange schuf, muß jetzt eher die Organisation dafür Sorge tragen, daß bei ihren Mitgliedern die Identifikation bewahrt bleibt.

*

Die Frage ist also, ob das volkliche Zusammengehörigkeitsgefühl als Kitt ausreicht, um widerstrebende politische Interessen innerhalb der Gruppe zu binden. Es kann die Gefahr bestehen, daß die politische Organisation der Minderheit zerbricht oder zerrieben oder auseinanderdividiert wird bei einer möglichen politischen Entscheidung des Bundes oder einzelner Angehöriger der Minderheit für die großen Blöcke der sozial-liberalen Linken und der konservativen Rechten.

Die letzte Wahl zum Folketing ist nicht das erste Alarmzeichen, das anzeigt, daß die deutschen Nordschleswiger längst nicht geschlossen „deutsch“ stimmen, sondern sich zum Teil durch dänische Parteien besser repräsentiert fühlen.

Die politische Position der Minderheiten kann eigentlich nur die Mitte sein bei erheblicher Toleranzbreite zur Linken und Rechten. Das kann für die politischen Vertreter der Minderheiten aber auch Unentschiedenheit und Verlust an Profil bedeuten.

Umgekehrt kann die Festlegung einer eindeutigen politischen Position oder die Bindung an eine dänische Partei auch eine Einengung der politischen Bandbreite und damit einen Verlust an innerer Integrationskraft nach sich ziehen.

Ich weiß nicht, wie die Standortbestimmung im einzelnen zu vollziehen ist. Nur scheint mir eines ziemlich sicher zu sein: Der Bund deutscher Nordschleswiger wird zu einer anderen Form der politischen Diskussion, der Mitwirkung seiner Mitglieder und der Willensbildung kommen müssen. Die Basis muß, wenn ich es richtig sehe, bei den Wahlen und den Entscheidungsprozessen unmittelbarer beteiligt werden. Das könnte zu einer Aktivierung allgemein und der Jugend im

besonderen führen. Ich möchte etwas sagen, was mich schon oft beschäftigt hat: Die Minderheiten im deutsch-dänischen Grenzraum sind das Ergebnis einer kontinuierlichen historischen Entwicklung. Sie sind Ausdruck einer lange währenden Zweisprachigkeit dieses Raumes. Es hat vor der nationalen Epoche, sozusagen vor der Entdeckung des Nationalbewußtseins, eine Zeit gegeben, in der Mehrsprachigkeit und kulturelles Nebeneinander als natürlich und selbstverständlich hingenommen wurden.

Vor einiger Zeit ist einmal eine deutsch-dänische Universität in Flensburg ins Gespräch gekommen. Wir wissen, sie wird nicht, jedenfalls noch nicht, entstehen. Ist es aber so unvorstellbar, daß dieser Raum nördlich und südlich der Grenze zurückfindet zu seiner geschichtlich begründeten Zweisprachigkeit?

Wenn es schon nicht die Universität ist, die damit den Anfang macht, warum sollte es nicht auch selbstverständlich werden können, daß wir in Schulen nördlich und südlich der Grenze Deutsche und Dänen miteinander deutsch und dänisch unterrichten. Nicht die Eliminierung der Minderheiten — das wäre Verlust in vielerlei Hinsicht —, aber die Aufhebung der Probleme der Volksgruppen, durch die Anerkennung und Verwirklichung einer grenzüberwindenden Zweisprachigkeit — ist das wirklich nur eine Utopie, die von Verständnislosigkeit zeugt?

Ich glaube, daß Europa viel mehr möglich machen wird, als wir uns heute noch vorzustellen bereit sind.

Wenn es um die Belange der deutschen Volksgruppe geht, darf es keine Parteiquerelen geben.

EGON BAHR / Deutscher Tag 1975

Vom Leben in der Volksgruppe

Ich freue mich, die Arbeitsgemeinschaft junger Nordschleswiger in unserer Akademie Sankelmark begrüßen zu können. Ich tue es in zweifacher Hinsicht — zunächst einmal begrüße ich Sie als Vorsitzender des Deutschen Grenzvereins, der, wie Sie wissen, Träger dieser Einrichtung ist. Gerade die Veranstaltungen der Nordschleswiger bestätigen mir immer wieder, daß unser vor nahezu 25 Jahren gefaßter Beschluß, hier an der nördlichen Grenze Deutschlands eine Akademie zu errichten, vernünftig und gut war, denn so halten wir den lebendigen Kontakt zu Ihnen — nicht so sehr wegen der Entfernung, die in unserem Zeitalter keine Rolle mehr spielt, als wegen der unverzichtbaren geistigen Nähe. Sie nehmen uns oft in Anspruch, wenn ich das einmal so ausdrücken darf, aber Sie geben uns auch durch Ihre Fragestellung und die Offenheit Ihres Gespräches vieles.

Dann aber freue ich mich auch für meine eigene Person, die Chance eines persönlichen Gespräches mit Ihnen zu haben, denn mein Leben und mein amtliches Wirken in diesem schönen Land ist über die Jahrzehnte hinaus begleitet und damit geprägt worden von vielen Gesprächen mit Nordschleswigern jenseits und diesseits der Grenze. Doch wenn diese Gespräche sich nicht in nostalgischen Rückerinnerungen erschöpfen, sondern zu einem fortdauernden Test des eigenen Standpunktes führen sollen, darf das Gespräch mit der jungen Generation, der wir gern den Stafettenstab für morgen in die Hand geben wollen, nicht fehlen.

I

Mit dem Wort „Standpunkt“ habe ich zugleich das Thema des heutigen Gespräches angeschnitten. Sie haben eine interessante Tagung hinter sich. Leider habe ich aus Zeitgründen die Vorträge und Diskussionen nicht hören können, doch was mich allein vom Lesen her faszinierte, das war die Überschrift, die Sinnggebung, die Sie Ihrer Tagung verliehen haben: „Vom Standpunkt zum Standort“. Das bedeutet, daß Sie bewußt die Gegenwart in einer unlösbaren Verbindung zur Vergangenheit und mit Zielrichtung auf die Zukunft einordnen und werten wollen. Im Grunde genommen geht es um die Kernfrage, die sich Ihnen und uns aufdrängt — Ihnen, meine jungen Freunde, im wahrsten Sinne des Wortes existenziell, aber auch für uns von eminent politischer Bedeutung. Diese Frage heißt:

Hat die deutsche Volksgruppe in Dänemark noch einen Lebenssinn, eine politische Aufgabe oder ist das nur eine aus Gewohnheit gebliebene Floskel — für den einen schön, für den anderen lästig?

Oder, noch direkter gefragt und damit zugleich uns Deutsche innerhalb der deutschen Staatsgrenze einbezogen: Lohnt es sich noch, Deutscher zu sein?

Eine einfache Frage, aber nicht einfach zu beantworten. Zumindest sollten wir es uns in der Bundesrepublik Deutschland nicht so einfach machen, wenn wir Ihnen

darauf eine Antwort und damit zugleich einen Rat geben, denn Ihr Problem ist im Gegensatz zu unserem ein zweiseitiges: Wie ist loyale Staatsbürgerschaft im Königreich Dänemark mit deutscher Gesinnung zu vereinen, so daß keines zu kurz kommt und diese doppelte Aufgabe auch charakterlich und menschlich tragbar ist. Da helfen keine großen Worte. Wir müssen das Problem nüchtern und rational, d. h. vernünftig angehen.

Das Erscheinungsbild der deutschen Volksgruppe wird nach außen hin vorwiegend im Kulturellen liegen, das soll aber weder Sie noch uns zu dem Trugschluß verleiten, daß dieses Deutschein sich an der schillernden Oberfläche kulturell-ästhetischen Verhaltens erschöpfen darf. Die Luft wäre wahrlich zu dünn und die Substanz würde bald dahinschwenden. Man könnte die Tage der Volksgruppe zählen. Sie muß sich zum politischen Handeln bekennen, also zu einem auf das Ganze gerichteten, zweckbestimmten Verhalten — und dieses in allen Bereichen, zu allen Zeiten und damit vor allem im Alltag. Das ist die eine Seite — über die können wir sprechen.

Dann gibt es noch die andere, sie ist nicht minder wichtig, und sie verlangt Entscheidung und Mut, nämlich daß Sie, nachdem Sie alles aus politischer Sicht getestet, bewertet und gewichtet haben, sich prüfen, wie Ihr Herz dazu steht. Ja, ich wage dieses so zu sagen. Die Bindung an Kulturgeschichte, an ein Volk muß aus der Ganzheit des Menschen entschieden werden. Unsere Zeit hat Angst vor Gefühlen, vor der Leidenschaft, aber hätten wir sie nicht, was wären wir dann?! Und Sie sollten den Mut haben, und wir bitten Sie auch darum, jene seelischen Kräfte einzubringen, die, wenn sie diszipliniert gehalten werden. Großes leisten und gute und tapfere Entscheidungen in Zeiten der Gefahr und Versuchung sichern. Doch diese Entscheidung kann niemand von uns Ihnen abnehmen, ja wir können Sie nicht einmal beraten. Ich kann Ihnen nur aus der Erfahrung eines langen Lebens sagen, daß ohne dieses unser Leben arm wäre.

II

Doch nun zu dem, was wir gemeinsam betrachten können. Was ist Ihre Aufgabe und wie können Sie sie erfüllen? Hier müssen wir einen kleinen Blick zurück tun. Als nach 1945 ein neuer Beginn gemacht wurde, meinten wir alle, das wäre die neue Zeit. Doch man sollte vorsichtig sein, der Geschichte ins Handwerk zu pfuschen. Wir waren alle guten Willens, neu zu beginnen, aber aus welchem politischen Lager wir auch kamen — wir sind Kinder unserer Zeit, von der auch einst Sie mit oder gegen Ihren politischen Willen irgendwie geformt werden. Als ich zur Schule ging, da trug noch jede Klasse den Namen jener Städte, die uns 1919 durch Versailles genommen worden sind. Meine Prima-Jahre verbrachte ich in der Klasse „Hadersleben“. Für meine Generation war der Verlust jener nordschleswigschen Städte Hadersleben, Apenrade, Sonderburg und Tondern

ebenso schmerzlich wie der Verlust von Straßburg. Wirklich ein echter Schmerz. Vielleicht erscheint Ihnen das heute übertrieben, und doch wünsche ich der jetzigen jungen Generation, daß sie hinsichtlich der Ostgebiete bei Königsberg, Breslau oder Stettin den gleichen Schmerz fühlt, denn aus einem solchen Sich-Bewußtmachen des Verlustes kann auch Großes, Wertvolles geschehen. Gerade die dänische Geschichte nach 1864 lehrt uns das. Was die damalige und die heutige Zeit entscheidend voneinander trennt, war, daß wir damals noch den Vorstellungen des 19. Jahrhunderts anhängen — den Vorstellungen, daß sich die Volkstumsgrenzen mit den Staatsgrenzen decken sollten.

Das aber ist das Fortschrittliche und Großartige unserer Zeit, daß zumindest hier im Norden diese politische Vorstellung, die mir — je länger ich darüber nachdenke — primitiv und alles andere als human erscheint — überwunden ist. Das bedeutet für Sie wie für uns: Es gibt kein Problem der Staatsgrenzen, und das heißt weiter: Deutschsein in Dänemark kann niemals bedeuten, *anti*-dänisch zu sein. Hier zeichnet sich erstmalig ein europäisches Verhalten in der Alltagspraxis ab. So weit, so gut — jedoch es ist leichter, ein „anderer“ zu sein, wenn man zugleich auch „gegen“ ist. Dieses Andersseinwollen muß also heute eine andere geistige Tragfläche suchen. Sie besteht nicht in der Wertung der Kulturen, sondern in der persönlichen Bindung zu der einen Nation, die Sie frei wählen können. Und damit kommt das zweite wesentlich andere gegenüber früher.

Mehr oder weniger ist eine Minderheit in früheren Zeiten eine Art politisches Kollektiv gewesen. Man wurde in sie hineingeboren, man gehörte ihr an, und diese bestimmte letzten Endes, was geschah. Heute aber ist es wie eine Art fortwährender Volksabstimmung. Jeder einzelne entscheidet für seine Person, ob er der deutschen Kultur angehören will oder nicht. Ich meine, daß bei manchem zahlenmäßigen Verlust, die die Minderheit dadurch erleiden mag, sie an innerer Festigkeit gewinnt. Der freie Entschluß ist die feste Bindung. Sie selbst können in der Vielfalt der Angebote in Kirche, in Schule, in der Bücherei, im Sport, im Theater — also überall dort, wo Sie „Sozialbindungen“ erfahren, feststellen, wohin Sie gehören. Ich glaube daran, daß die Bindungen zu einem Kulturkreis im Grunde genommen elementarer Natur sind, daß niemand aus seinem Volkstumskreis treten kann — von einzelnen Ausnahmefällen abgesehen. Das ist ein europäisches Erbe, und ich meine, es ist nicht eine Last, sondern etwas Gutes, daß jeder von uns fest an die geschichtlichen Beziehungen gebunden ist. Doch auch diese Bindung will heute immer wieder persönlich neu entschieden sein. Europäisch ist aber auch die Toleranz, und insofern war das 19. Jahrhundert in seiner überspitzten Nationalstaatsidee dem europäischen Denken entfremdet.

III

Als Angehöriger der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig haben Sie aber

auch aus unserer Sicht von südlich der Grenze eine wichtige politische Aufgabe. Jeder einzelne von Ihnen — gerade, weil er eingebunden ist in das Volk, dem er nur als dänischer Staatsbürger angehört — ist Botschafter des Landes, das seine Kultur bewahrt und hält. Wenn man die Geschichte des alten Herzogtums Schleswig betrachtet, also den Teil, in dem sich zwei Kulturen immer wieder begegnen, da muß man voll Trauer erkennen, wieviel Mißverständnisse, wieviel Fehler und Irrtümer es gegeben hat. Sicherlich von beiden Seiten! Aber sprechen wir heute von den unseren.

Wie wenig haben wir es verstanden, uns mit unseren politischen Vorstellungen verständlich zu machen. Es ist nicht nur böse Feindpropaganda gewesen. Wir selbst haben dazu beigetragen, das Bild vom autokratischen, vom säbelklirrenden Herrenmenschen zu bilden. Es ist eine Legende. Ich sage und wiederhole: Es ist trotz Hitler eine Legende. Aber wir sind nicht besser und nicht schlechter als unsere Nachbarvölker — doch wir sind anders. Wir verhalten uns zueinander anders, und wir in Deutschland können uns in unseren Worten und in unserem Handeln richtig werten. Doch daß der Nachbar sich nicht nur in der Sprache von uns unterscheidet, daran haben wir nicht gedacht, damals, als wir nicht nur das *Recht* hatten, in Nordschleswig bis zur Königsau zu regieren, sondern als wir auch die *Pflicht* hatten, fremdes Volk, fremde Sitten und fremde Geschichte zu erkennen und zu respektieren.

Man möchte weinen, wenn man unsere politische Naivität sieht — in der Gegenwart wie in der Vergangenheit. Einmal recken wir uns zu hoch, und einmal bücken wir uns zu tief. Als Volk in der Mitte — was kein Eigenlob darstellt, sondern eine geopolitische Zwangsläufigkeit ist — sind wir aber verpflichtet, den Nachbarn zu verstehen und seine Interessen in unsere Gesamtpolitik mit einzubeziehen. Insoweit haben wir es viel schwerer als andere Völker, aber gerade das muß uns zwingen zu lernen, uns verständlich zu machen und dem Nachbarn die Gewißheit zu geben, daß er sich auf uns verlassen kann, auch wenn wir in der Mitte Europas liegen, auch wenn wir geographisch und bevölkerungsmäßig groß und wirtschaftlich stark sind, was aus fonds in der heutigen Zeit gar nicht mehr so erstrebenswert ist.

So haben Sie den Auftrag, uns das Wesen des dänischen Nachbarn zu erklären, uns auf mögliche Fehler hinzuweisen. Zugleich aber haben Sie auch den Auftrag und die Möglichkeit, unser Zentralanliegen, die Wiedervereinigung Deutschlands, Ihren dänischen Nachbarn zu erklären. Das Einzelgespräch, der persönliche Kontakt, die individuelle Wertung des Gesprächspartners, die Bindung an Treu und Glauben, die mehr bäuerliche, fast nüchterne Art der Gesprächsführung, der geschichtliche Respekt — das alles sind Elemente skandinavischer Lebensart. Wir hier können sie rational erfassen — Sie aber leben in dieser Atmosphäre, und Sie können als Botschafter für das zeugen, was neben vielen nicht zu bestreitenden

Fehlern an Gutem und auch für den dänischen Nachbarn Wichtigem in uns Deutschen und in Deutschland lebt.

Das aber kann nicht die Aufgabe *eines* Standes sein. Die deutsche Minderheit kann nur dann überzeugen, wenn sie die gesamte soziale Struktur erfaßt. Bei aller Achtung vor dem Bauern — wir dürfen uns nicht auf das Land und die Landwirtschaft beschränken. Wir müssen in die Städte gehen, wir müssen den Handwerker ebenso wie den Arbeiter, den Kaufmann wie den Angestellten ansprechen. Das „Nationalsein“ gleichzusetzen mit bürgerlich, sollte endgültig der Vergangenheit angehören. Der von meinem Freund Prof. Troels Fink bekämpfte und meines Erachtens mißverstandene Bismarck hat das viel besser erkannt als alle seine konservativen Epigonen.

Bei aller Liebe zu den deutschen Nordschleswigern — wir, die Bundesrepublik Deutschland und das Land Schleswig-Holstein, — helfen nicht aus romantischer Gewohnheit: Sie sind uns mit Ihrem politischen Auftrag eine wichtige politische Hilfe in der Verwirklichung der Vorstellung, die wir von Europa haben, nämlich daß über die staatlichen Grenzen hinaus, deren Bedeutung immer mehr schwinden sollte, die Vielfalt der Kulturen, die Vielfalt der Sprachen und vor allem das Heimatrecht für jeden einzelnen erhalten bleiben muß. Heimatrecht aber bedeutet nicht nur, in einem bestimmten Raum zu *existieren*, sondern in einem Kulturkreis zu *leben*. Wenn die Sprache getilgt, die Menschen meiner volklichen Zugehörigkeit ausgewandert oder gestorben sind, wenn die Kulturdenkmäler untergehen oder entstellt wird, dann ist auch meine Heimat tot. Man muß das selbst erleben, um es zu begreifen. Ich habe es vor kurzem erfahren.

Wir hörten in einem Vortrag, daß vor mehr als siebenzig Jahren im damaligen Grenzort auf dänischer Seite ein dänischer Dichter eine Lesung gehalten habe, die ihn zu einer Schilderung seiner Nation, einschließlich der damals in Preußen lebenden dänischen Nordschleswiger, inspiriert habe. Dort oben im Bereiche der Königsau lebten damals auch deutsche Nordschleswiger — und sie leben auch heute noch dort. Damals wie heute, so nehme ich an, lebt man an solch ausgesetzter Stelle weniger aus der Theorie, sondern aus dem „in sich selbst ruhen“ — aus der Kraft der Nation, zu der man gehört. Ich wünsche uns allen, Ihnen in Nordschleswig, uns in der Bundesrepublik, viel von dieser Kraft. Wir werden sie benötigen, und wir werden auch fröhlicher in ihr werden.

Sie, meine Freunde aus Nordschleswig, leben in einer guten Ausgangsposition, wenn Sie sich um die menschliche und nationale Sinngebung Ihres Lebens bemühen.

DIE DEUTSCHE VOLKSGRUPPE IN NORDSCHLESWIG

ist eine dem deutschen Kulturkreis verbundene Gruppe, die im Bewußtsein ihrer deutschen Identität loyal und gleichberechtigt an den staatsbürgerlichen Aufgaben im dänischen Staat mitwirkt. In dieser Aufgabenstellung hat die deutsche Volksgruppe in den letzten dreißig Jahren einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Normalisierung und Stabilisierung der Verhältnisse im Grenzland geleistet. Europa steht heute im Zeichen einer wachsenden Integration, die wir von der Volksgruppe aus begrüßen. Wir sind aber auch gerade deshalb darum bemüht, unsere nationalen, geistigen Werte zu erhalten, weil wir der Ansicht sind, auf diese Weise mitwirken zu können, ein Europa der Völker von unten her aufzubauen.

GERHARD SCHMIDT, Hauptvorsitzender des Bundes deutscher Nordschleswiger

Der Generations- und Führungswechsel in den Organisationen der deutschen Volksgruppe geht weiter. Sie hat in der jüngsten Vergangenheit nicht nur einen neuen Generalsekretär, einen neuen Hauptvorsitzenden des Bundes deutscher Nordschleswiger und des Jugendverbandes erhalten, sie bekam Ende September auch einen neuen ersten Mann ihres gesamten Schul- und Kindergartenwesens. Schulrat Arthur Lessow wurde anlässlich des Tages der deutschen Schule im Rahmen einer würdigen Feier in der Aula des Deutschen Gymnasiums in Apenrade nach zwanzig Jahren Arbeit als Schulrat in den Ruhestand versetzt, und gleichzeitig wurden seinem Nachfolger, dem bisherigen Rektor der Deutschen Schule in Apenrade, Peter Jessen Sönnichsen, Amt und Aufgaben des Schulrats übertragen. So wie am 1. April 1956 Arthur Lessow vor die Forderung gestellt war, den ersten Teil des Wiederaufbaus des deutschen Schul- und Kindergartenwesens fortzusetzen, zu einem gewissen Abschluß zu bringen und es in mühseliger Kleinarbeit zu seinem heutigen anerkannt hohen Stand zu führen, so wird Peter Sönnichsen vordringlich die schwere Aufgabe zu lösen haben, Schulen und Kindergärten mit den neuen, zum Teil einschneidenden Änderungen des Schul- und Beistandsgesetzes in Einklang zu bringen und ihm gleichzeitig seine Eigenständigkeit und seinen Charakter eines deutschen Schul- und Kindergartenwesens zu erhalten.

„Der Nordschleswiger“, 30. 9. 1975

Traditionsbewußtsein, Pflichtgefühl, Selbstbewußtsein

Es ist wohl nicht weiter verwunderlich, daß man in den Wochen vor dem endgültigen Ausscheiden aus der aktiven Arbeit von recht widersprüchlichen Gefühlen beschlichen wird. Diese Gefühle reichen „von der Freude darüber, daß man nun der sog. Last des Amtes und der Verantwortung“ enthoben ist und ein freier Mann wird, der nicht mehr von Terminen und dienstlichen Verpflichtungen gejagt wird, bis zum Bedauern darüber, daß man aus einer Arbeit ausscheidet, die einem lieb geworden ist und daß man nicht mehr den täglichen Kontakt mit den Menschen haben wird, mit denen man bisher gut zusammengearbeitet hat. Heute aber bewegt mich nur ein Gefühl und das ist das Gefühl des Dankes.

Es ist meiner Ansicht nach ein Glück für die deutsche Volksgruppe in Nordschleswig und besonders für die deutsche Schule gewesen, daß in der Landesregierung in Kiel nach 1945 Männer an leitender Stelle standen, die entweder gebürtige Nordschleswiger, längere Zeit in Nordschleswig tätig gewesen waren oder starke verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen zu Nordschleswig hatten. Sie kannten darum unsere Verhältnisse genau, hatten Verständnis für unsere Arbeit und waren bereit, diese Arbeit zu unterstützen. Für uns, die wir die Wünsche und Sorgen Nordschleswigs in Kiel vorzutragen hatten, war es immer wieder eine Freude, dieses Entgegenkommen und diese Hilfsbereitschaft zu spüren.

Oft haben wir uns in Nordschleswig voller Sorge gefragt, wenn der eine oder andere dieser Männer aus der aktiven Arbeit ausschied: „Was nun? Wer wird in Zukunft unsere Interessen vertreten?“ Und dann haben wir immer wieder erleben dürfen, daß jüngere Kräfte nachgerückt sind, die vielleicht nicht aus eigenem Erleben den engen Kontakt zur Volksgruppe und zu Nordschleswig hatten, die aber doch die Bereitschaft zeigten, unsere Arbeit zu unterstützen. Das darf ich jedenfalls dankbar feststellen für die Behörden und Ämter, mit denen ich in der täglichen Arbeit besonders viel zu tun hatte, ich denke hier an das Kultusministerium des Landes Schleswig-Holstein, an das Landesschulamt Schleswig-Holstein und an das Institut für Praxis und Theorie der Schule. Zu danken habe ich aber auch den Mitgliedern der verschiedenen Gremien des Deutschen Schul- und Sprachvereins für eine stets gute und vertrauensvolle Zusammenarbeit durch viele Jahre hindurch.

Als ich 1956 in das Amt des Schulkonsulenten des Deutschen Schul- und

Sprachvereins eingeführt wurde, war die erste und schwerste Arbeit für den Wiederaufbau unseres deutschen Schulwesens schon längst getan. Deutsche Schulen waren neu gegründet worden und arbeiteten wieder. Die Grundlage für den weiteren Ausbau der deutschen Schularbeit war vorhanden. Dieser weitere Ausbau mußte auf drei Gebieten geschehen:

1. Aufbau deutscher Examensschulen und der Volksschuloberstufe (8. bis 10. Schuljahr);
2. Erstellung neuer Schulgebäude;
3. Schaffung gemeinsamer Richtlinien für die deutsche Schularbeit.

Für die erste Aufgabe — Aufbau deutscher Examensschulen — hatte das deutschdänische Minderheitenabkommen 1955 grünes Licht gegeben. Der Anfang wurde gleich gemacht: An den vier deutschen Stadtschulen und in Tingleff, wo man schon vorher diese Arbeit aufgenommen hatte, wurden Mittelschulklassen eingerichtet, 1959 die erste Gymnasialklasse. Daß diese Arbeit gelang, ist dem Einsatz der Lehrkräfte zu verdanken, die damals den Unterricht in diesen Klassen aufnahmen. Die Arbeit war nicht einfach: Es fehlte an geeigneten Räumen, vor allem an Fachräumen und an dem nötigen Unterrichtsmaterial. Dazu kam, daß für viele dieser Lehrkräfte, besonders für die jüngeren, die dänische Examensform völlig unbekannt war. Sie haben sich in diese Arbeit hineingekniet und die Aufgabe gemeistert. Ich möchte hier feststellen: Es war eine großartige Leistung aller Beteiligten. Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre wurde die Vertrauensgrundlage geschaffen, die seitdem zur deutschen Elternschaft bestanden hat. Hand in Hand mit diesem Aufbau lief die Erstellung neuer Schulgebäude und später auch von neuen Kindergartengebäuden. Dank der großzügigen Hilfe der Bundesrepublik Deutschland konnte der Deutsche Schul- und Sprachverein ein umfangreiches Bauprogramm durchführen. In den letzten zwanzig Jahren sind nicht weniger als 47 größere Bauvorhaben durchgeführt worden, davon 19 Neubauten und 28 größere An- und Umbauten. Es gab Zeiten, vor allem dann, wenn mehrere größere Bauvorhaben, wie etwa das Deutsche Gymnasium und die Deutsche Schule in Hadersleben, gleichzeitig geplant und durchgeführt wurden, wo man sich mehr als „Baurat“ denn als Schulrat fühlte. Ich meine aber, daß wir die Dankbarkeit der Bundesrepublik Deutschland gegenüber, die uns die Durchführung dieser Bauvorhaben ermöglichte, nicht vergessen sollten, auch wenn im Zeichen der Sparmaßnahmen die Mittel für einige Zeit etwas spärlicher fließen.

In den ersten fünfziger Jahren wurde in den Gremien des Deutschen Schul- und Sprachvereins noch eifrig über die zukünftige Form der deutschen Schulen in Nordschleswig diskutiert. Es gab Stimmen, die für die Übernahme der schleswig-holsteinischen Schulformen — etwa der Volksschulen mit Aufbauzug — eintraten, während andere für Übernahme des dänischen Schulsystems auch für

unsere deutschen Schulen plädierten. Das Votum der deutschen Elternschaft fiel eindeutig für die zweite Lösung aus. Ich meine, daß diese Entscheidung richtig war, der andere Weg hätte uns in die Isolierung geführt.

Das Schulgesetz von 1958 war ein weiterer Anlaß, diese Frage einer endgültigen Lösung zuzuführen. Damals wurde die Doppelaufgabe unserer Schularbeit in Nordschleswig formuliert:

1. Unsere Schulen sind deutsche Schulen, deren vornehmste und schönste Aufgabe es ist, ihre Schüler in die deutsche Sprache und die deutsche Kulturwelt einzuführen.
2. Unsere Schulen haben ihre Schüler auf ein Leben hier im Lande, d. h. in Dänemark, vorzubereiten, daraus ergeben sich die Forderungen nach einem guten dänischen Sprachunterricht und nach Aufbau unserer Schulen nach dem dänischen Schulsystem, damit auch unsere Schulen mit offiziellen dänischen Prüfungen abschließen können.

Wir haben immer wieder betont, daß unsere Schulen besondere Leistungen zu vollbringen haben, auch in den Jahren, als der Begriff der Leistung beinahe verpönt war. Schon die Zweisprachigkeit setzt eine besondere Leistung der Lehrer und Schüler voraus. Es muß aber doch wohl heute betont werden, daß die Zweisprachigkeit nicht das eigentliche Ziel unserer deutschen Schularbeit ist; dieses Ziel liegt in der eben angeführten ersten Aufgabe, eine deutsche Schule zu sein. Die Zweisprachigkeit ist aber eine Notwendigkeit für eine Grenzlandschule, eine Notwendigkeit, die wir voll anerkennen und bejahen, die Zweisprachigkeit ist gewissermaßen ein wertvolles Nebenprodukt unserer deutschen Schularbeit.

Neben den Begriff der Leistung möchte ich aber noch einen anderen Begriff setzen. Ich habe schon bei früheren Gelegenheiten erwähnt, daß in der pädagogischen Diskussion in Dänemark ein Wortpaar eine besondere Rolle spielt, es heißt „effektivitet og trivsel“. Das Wort „trivsel“ ist schwer zu übersetzen; man kann es umschreiben, indem man sagt „sich im Wachstum Wohlbefinden“. Das aber scheint mir kein Widerspruch zur Leistung zu sein, beide Dinge ergänzen sich, beide gehören zusammen und sind Voraussetzung, um wirklich zum Erfolg zu kommen.

Es scheint mir aber auch aus einem anderen Grunde wichtig zu sein, daß unsere Schüler sich in den deutschen Schulen wohlfühlen: Hier leben sie tagtäglich in einer deutschen Gemeinschaft, und es wird nicht gleichgültig für ihre Identitätsfindung sein, ob sie sich in dieser Gemeinschaft zu Hause und wohlfühlen oder nicht.

Wenn ich am Schluß meiner Tätigkeit einen Wunsch aussprechen darf, so ist es ein Wunsch, der über die eigentliche Schularbeit hinausgeht und die gesamte deutsche Arbeit in Nordschleswig betrifft.

Ich möchte wünschen, daß in dieser Arbeit eine größere Selbstsicherheit, ein

stärkeres Selbstbewußtsein und vor allem eine stärkere innere Freude Platz finden möge.

Diese Dinge sind für meine Generation weitgehend zerschlagen worden. Traditionsbewußtsein und Pflichtgefühl haben unsere deutsche Gemeinschaft in Nordschleswig über schwere Jahre hinweggeholfen, ob sie allein genügen, um die Existenz unserer Volksgruppe für die Zukunft und auf Dauer zu sichern, erscheint mir aber zweifelhaft. Hinzukommen muß ein gesundes Selbstbewußtsein als deutscher Nordschleswiger und vor allem die Freude daran, der großen deutschen Sprach- und Kulturgemeinschaft anzugehören. Hier sehe ich auch eine wichtige Aufgabe für die zukünftige deutsche Schularbeit in Nordschleswig.

Aus der Abschiedsrede am „Tag der deutschen Schule“ 1975

Freiheit durch Bindung

Am „Tag der deutschen Schule“, der jährlich am letzten Sonnabend im September an wechselnden Orten Nordschleswigs stattfindet, waren in diesem Jahre in Apenrade die Betrachtungen zum Jahresbericht des „Deutschen Schul- und Sprachvereins für Nordschleswig“ eng verbunden mit Gedanken zu der neuen Schul- und Sozialgesetzgebung unseres Landes. Es ist darum wohl verständlich, wenn jemand, der seit langem in dieser Arbeit „vor Ort“ gestanden hat und der nun von einer umfassenderen Position aus diesen Gestaltungsprozeß mitzuformen aufgefordert ist, sich klarzuwerden sucht über seinen Standort im Bereich der sich wandelnden und verwandelter Abläufe.

Ein „rammelov“ — ein Rahmengesetz — hat die Unterrichtsministerin Ritt Bjerregaard das neue „folkeskolelov“ genannt; ein Rahmen, den es auszufüllen gilt: vom Ministerium mit Regeln und Richtlinien; von den Gemeinden mit Schul- und Unterrichtsplänen und vom einzelnen Lehrer mit der Planung, Vorbereitung und Gestaltung seines Unterrichts in Zusammenarbeit mit seinen Schülern. Es ist die zweite Ebene — die der Schul- und Unterrichtspläne —, die unserem Schulverein im Rahmen seiner Verantwortlichkeit nach dem „friskolelov“ des Landes die großen Möglichkeiten zur Gestaltung einer deutschen Schule im Grenzland eröffnet — eine Aufgabe, die mit der Umgestaltung unserer Arbeitsrichtlinien durch den Versuch einer Synthese der Auffassungen, wie sie in den jetzt gleichzeitig erscheinenden Rahmen-Richtlinien Dänemarks und der Lehrpläne Schleswig-Holsteins vertreten werden, unsere ganze schöpferische Energie fordern wird. Ich sehe hier große Möglichkeiten, noch mehr als bisher bei den stärker stofflich betonten, von Wissens-Kanon und Prüfungen her steuernden Ansprüchen unser eigenes Bild von Schulhalten zu gestalten. Wir bleiben dabei nicht nur im Rahmen des Gesetzes, sondern treffen seinen „Geist“, den die Ministerin in der Zeitschrift ihres Hauses „Uddannelse“, „Selbständigkeit und Gemeinsamkeit“ oder vielleicht angemessener übersetzt „Selbständigkeit *in* der Gemeinsamkeit“ nennt. Wir müssen uns bei diesem Prozeß immer wieder der gemeinsamen Werte bewußt werden. Sich selbst darstellen können, das setzt sich selbst erkennen voraus, eine Identifikation, die in der Massengesellschaft schwieriger wird.

Wir dürfen uns erkennen als ein das Grenzland mitprägender Teil des Ganzen in einem Raum, in dem sich nach harten geschichtlichen Erfahrungen mit ihren Verkrampfungen in Aktion und Reaktion ein gutes Zusammenleben zweier Völker mit ihren Kulturtraditionen entwickelt hat.

Als Minderheit sind wir in der Erkenntnis von immer mehr Menschen nicht ein

störendes Element, sondern ein belebender, bereichernder Zug — ein Strukturprinzip gerade unseres Europas. Wir bemühen uns dabei, „eine fruchtbare Synthese zwischen deutscher Volkszugehörigkeit und dänischer Staatsangehörigkeit zu entwickeln“ (Peter Iver Johannsen). Es ist für uns notwendig, damit uns unsere Existenz nicht rätselhaft erscheint, unser Selbstverständnis zu finden im Rückgriff auf kulturelle Schöpfungen eigener Tradition: Volkskunst, Bauwerke, Literatur ... Die Frage an die Geschichte nach der eigenen Identität macht nicht wankelmütig oder unfrei (wie mancher befürchtet) — sie vermittelt vielmehr Selbstbewußtsein und hilft es zu bewahren. Ein Abschied von der Geschichte ist ja sowieso nicht möglich; aus der Vergangenheit reicht sie prägend in die Zukunft — oder wie Professor Troels Fink es ausdrückt: „Der Verzicht auf die Geschichte nimmt den Blick für die Zukunft.“ Indem wir uns so erkennen und uns für unsere Kinder engagiert darstellen, erhalten wir den von Menschen zweier Völker gestalteten Lebensraum, eine Kulturlandschaft, unsere Heimat — nach der Formulierung von Dr. Schmidt, dem Vorsitzenden des Schleswig-Holsteinischen Heimatbundes, „die menschliche, landschaftliche und geschichtliche Umwelt, in der sich der Mensch identifiziert, rational und emotional bindet und sichert und die er sich immer neu schafft“. Diese Werte bestimmen auch 1975 unser menschliches Sein. Wir haben teil an ihnen, gemeinsam mit anderen. Es war ein Irrtum, eine Illusion zu glauben, man gewönne Freiheit— diesen großen menschlichen Traum — dadurch, daß man sich von allen überkommenen Werten löste, daß man alle Bedürfnisse selbst regulieren könne. Fällt es schon uns Erwachsenen schwer, hier den Rahmen der Freiheit zu erkennen, um wieviel mehr Kindern, denen ja alle unsere Überlegungen zur Erziehung in erster Linie gelten. Pluralismus und Widersprüchlichkeit, die Kennzeichen unserer Gesellschaft, machen es dem Kinde schwer, seinen Platz zu finden. Freiheit ist für uns alle nur möglich durch Einsicht in Notwendigkeiten und Wertigkeiten, die sich das eigene Ich nicht zu setzen vermag. Wir sehen in ihnen Autorität. Respekt vor echter Autorität wird ein zentrales Merkmal menschlicher Kultur — Verunglimpfung und Mißachtung jeder Autorität sind eines der sichersten Merkmale der Barbarei (Ullrich Beer). Solch freiwilliger Respekt ist nicht Unterwürfigkeit. Aber hier wird erkannt, daß es mehr und größeres gibt, als man selbst ist. Nur so kann man selbst Anteil an Größerem gewinnen, und der Kreis schließt sich mit unserer „Selbständigkeit in der Gemeinsamkeit“ oder in deutscher philosophischer Tradition in „Freiheit durch Bindung“.

Aus der Antrittsrede am „Tag der deutschen Schule“ 1975

Die Politik in Nordschleswig hat die Aufgabe, die Existenz der deutschen Volksgruppe zu sichern, Not und Bedrängnis von ihr abzuwenden, dafür zu sorgen, daß man deutsch sein kann, ohne sein bürgerliches Ansehen zu verlieren, und einen Schirm auszuspannen, unter dem Gemeinschaftsleben, Schule und Kirche sich frei entfalten können. Denn nur durch die echten, inneren Kräfte, die aus dem sprachlichen und kulturellen Erbe kommen, kann die deutsche Volksgruppe in legitimer Weise festhalten, anziehen und binden, was zu ihr gehört.

ERNST SIEGFRIED HANSEN

in seiner Rede auf dem „Deutschen Tag 1975“ in Tingleff, deren Wortlaut im Grenzfriedensheft 1/1976 erscheinen wird.

Thomas Mann in Dänemark

I

Das Format Thomas Manns läßt ihn nicht nur einer einzelnen Nation, sondern uns allen angehören. Besondere Bande verknüpfen ihn, wie er es oft selbst betont hat, mit der skandinavischen, besonders der dänischen Literatur. Er erwähnt es z. B. in einem Brief, den er 1903 an Georg Brandes schrieb. Er bat diesen um ein Vorwort zu der geplanten Übersetzung des großen Erstlings „Buddenbrooks“, der 1901 erschienen war. Tatsache war, daß Gyldendal Bedenken hatte, ein so umfangreiches Werk eines unbekanntes ausländischen Verfassers herauszugeben und deshalb ein solches Vorwort wünschte.

In dem Brief bringt er seine tiefe Bewunderung für das Genie Brandes' zum Ausdruck, und es wäre falsch anzunehmen, daß die von ihm angewandten großen Worte allein von dem besonderen Zweck des Briefes diktiert seien. Jedes Wort ist wahr. Die Thomas-Mann-Forschung hat in den letzten Jahren die große Bedeutung, die Brandes für ihn gehabt hat, nachgewiesen. Zwei Dinge hat man besonders hervorgehoben. Man hat entdeckt, daß der geschichtliche Hintergrund des Buddenbrook-Romans sich weitgehend auf ein Studium der „Hauptströmungen“ von Brandes stützt, und man hat nachgewiesen, wie stark Thomas Mann im gleichen Werk von der Darstellung der deutschen Romantik durch Brandes beeinflusst wurde. Auch an anderer Stelle hat er seine Bewunderung für Brandes zum Ausdruck gebracht. Zu dessen Tod 1927 sandte er ein Telegramm an „Politiken“, in dem von Brandes als von einem gesprochen wird, dem seine Generation ihre Erziehung verdankt. Er charakterisiert ihn als „einen Analytiker größten Stils und von einer wunderbaren Kraft, einen Meister der produktiven Kritik, die begeistert und entflammt.“

Sein Verhältnis zu Brandes war jedoch ambivalent. Er bewunderte zwar den Kritiker und seine Gabe, sich in weit unterschiedliche Individualitäten hineinzusetzen. Er war jedoch äußerst kritisch gegenüber dem Fortschrittsoptimismus in seinen „Hauptströmungen“ und sprach respektlos über die Privatperson Brandes, der er in Kopenhagen begegnet war. Er sagt u. a., daß

er an eine geistreiche, aber bösartige alte Klatschtante erinnere.

II

Der Ton und die Stimmung in den „Buddenbrooks“ waren nach der Meinung Thomas Manns dem Dänischen eng verwandt. Auch dies schreibt er an Brandes. Er war deshalb überzeugt, daß das Buch sich besonders zur Übersetzung in die Sprache H.C. Andersens und J.P. Jacobsens eignete. Übrigens war er nicht der einzige deutsche Dichter, dessen Aufmerksamkeit sich auf skandinavische Dichtung richtete. Auch in der Goethezeit hatte man sich in Deutschland für nordische Dichtung interessiert. Aber damals galt das Interesse insbesondere der Dichtung einer fernen Vorzeit; nun war die Situation eine völlig andere. Nach dem wundersamen Höhepunkt des deutschen Geisteslebens der Goethezeit hatte die deutsche Literatur ihre führende Stellung verloren. Eine epigonenhafte Haltung herrschte seitdem vor. Deshalb erhielten etwa nach 1880 die Impulse der ausländischen, auch der skandinavischen Dichtung, die „moderner“ war, eine besondere Bedeutung in Deutschland. Die skandinavische Dichtung hatte sich in größerem Maße den neuen Tendenzen der Zeit geöffnet, sowohl bezüglich der Ideen und der Probleme als auch in der Darstellung. Zum ersten Mal in der Geschichte war die skandinavische Dichtung, auch die dänische, im Verhältnis zu der deutschen mehr die gebende als die empfangende. Hinzu kam in bezug auf Thomas Mann, daß er sich dem skandinavischen Lebensgefühl nahe verwandt fühlte und dies mit seiner lübeckischen Herkunft in Beziehung setzte.

Brandes schrieb das gewünschte Vorwort nicht. Wir kennen seine Antwort nicht; wahrscheinlich hatte er keine Zeit. Thomas Mann schrieb daher einen neuen Brief an den nächstbesten der Geeigneten, nämlich Vilhelm Andersen. Auch in diesem Brief betonte er, daß er „nordisch gestimmt“ sei, und fügte hinzu, daß J. P. Jacobsen vielleicht derjenige Dichter sei, der seinen Stil im besonderen Maße beeinflusst habe. Übrigens betonte Vilhelm Andersen in seinem Vorwort stark die Verwandtschaft zwischen den „Buddenbrooks“ und dem Dänischen und gab somit Thomas Mann recht. Er schreibt: „Die Mischung von Wille und Wehmut, von Lebenswärme und Ironie, die die Seele in seinem Buch sind, muten uns vertraut an, weil beinahe dieselbe Seele auch in uns wohnt.“

Hatte Thomas Mann recht mit seiner Behauptung, J. P. Jacobsen sei besonders wichtig für ihn gewesen? Für mich besteht kein Zweifel, daß diese Worte richtig sind. Die beiden waren verwandt. Der Spannung zwischen Traum und Wirklichkeit bei Jacobsen entsprach die eigene Zersplitterung Thomas Manns. Die Verwandtschaft äußerte sich bei beiden in der Stilmischung des Sympathetischen mit dem leicht Ironischen. Fragt man, was Thomas Mann brauchte, als er die „Buddenbrooks“ schrieb, erkennt man, daß er bei J. P. Jacobsen vieles von demjenigen, was ihn über den naturalistischen Roman hinausführte, finden

konnte. Das Lyrisch-impressionistische des Stils, die raffinierte Psychologie, die symbolischen Situationen und Gesten und die dramatischen Repliken, all dieses findet man wieder bei Thomas Mann, allerdings in der ihm eigenen Art. Immer wieder wird derjenige, der mit J. P. Jacobsen vertraut ist, bei der Lektüre von Thomas Mann an den dänischen Dichter erinnert. Ich denke z.B. an die vielen Todesfälle bei beiden, an Tonio Krögers Knabenfreundschaft mit Hans Hansen und dem entsprechenden Abschnitt in „Niels Lyhne“, wo Niels sich in Erik verliebt, oder an den Schluß von „Niels Lyhne“ und des „Zauberbergs“. Aber solche Analogien sind nur Symptome einer tiefergehenden Einwirkung. Thomas Mann war ein Dichter, wie Jacobsen, der das Ungefähre haßte; und wenn er von der Bedeutung Jacobsens für seinen Stil sprach, meinte er zweifelsohne nicht zuletzt die Präzision des Ausdrucks, die man in allem antrifft, was sie schrieben, und die bei beiden so weit getrieben werden kann, daß sie ins Präziose übergeht.

III

Im Jahre 1912 veröffentlichte der Kritiker Harald Nielsen in seiner Zeitschrift „Ugens Tilskuer“ einen großen Artikel über Thomas Mann mit einer eingehenden Analyse der „Buddenbrooks“. Später schrieb er auch über den „Tod von Venedig“ und übersetzte das Drama „Fiorenza“. Der große Artikel ist ein Meisterwerk. Niemand hatte mit einem so durchdringenden Einfühlungsvermögen, in einer so hervorragenden Darstellung über Thomas Mann geschrieben. Überraschend ist, daß Thomas Mann sich darüber im klaren war. Seine Briefe an Harald Nielsen sind voller Anerkennung und Lobesworte. Er konnte also Dänisch lesen, was man bisher nicht gewußt hatte. Mit einer kleidsamen Selbstironie schreibt er, daß er besonders gut mit dem Dänischen fertig werde, wenn das Thema Thomas Mann sei.

Der Boden in Dänemark war nun vorbereitet, so daß der Verleger Halfdan Jespersen es wagen konnte, die großen Romane „Der Zauberberg“ und die Joseph-Romane herauszugeben. In Carl V. Østergaard hatte er einen vorzüglichen Übersetzer gefunden. Die Bücher erhielten eine großartige Kritik.

IV

Schon 1899 hatte Thomas Mann eine Reise nach Dänemark unternommen. Sie führte nach Aalsgaarde. Im Thomas-Mann-Archiv in Zürich wird noch die Hotelrechnung aufbewahrt. Sie zeigt, daß ein fünftägiger Aufenthalt in „Aalsgaard-Badehotel“ mit Verzehr samt „einem Wagen“ insgesamt 30,70 Kr. kostete. Der Aufenthalt in Aalsgaarde hat ihn zu einem Abschnitt in der Novelle „Tonio Kröger“ inspiriert, in der die Hauptperson auch nach Aalsgaarde reist. Er sieht wie in einem Traum Hans Hansen und Ingeborg Holm, die beiden Blonden und Blauäugigen wieder, in die er als Knabe verliebt war. Die beiden, die er sieht, ähneln ihnen

ganz, aber in dänischer Ausgabe. Damit hatte die Affinität zum Dänischen einen entsprechenden symbolischen Ausdruck erhalten. Es war kein Zufall, daß er bei einer Vorlesung aus eigenen Werken in Kopenhagen im Jahre 1924, die Abschnitte „Tonio Kröger“ über Hans Hansen und Ingeborg Holm vorlas. Natürlich hat Thomas Mann auch auf die dänische Literatur eingewirkt, am deutlichsten und stärksten vielleicht auf Jacob Paludan. Die Dankbarkeit gegenüber Thomas Mann ist auch zum Ausdruck gekommen. Ich erwähne, daß die Universität Kopenhagen ihn im Goethejahr 1949 bat, die Gedenkvorlesung über Goethe zu halten. Im Jahre 1955 erschien zu seinem 80. Jahrestag in Oslo eine große skandinavische Festschrift „Aandsmenneskets Ansvar“ mit zahlreichen Beiträgen dänischer, norwegischer und schwedischer Verfasser. Heute kann man feststellen, daß er ein Klassiker geworden ist.

Dem Märchendichter H. C. Andersen zum Gedächtnis

Versuch einer Deutung von Mensch und Werk unter dem Aspekt christlicher Existenzphilosophie Sören Kierkegaards

Vor hundert Jahren, am 4. August 1875, starb Hans-Christian Andersen. „Auf Besuch bei einer befreundeten Familie hat ihn der Tod sanft berührt. Es ist, als ob das letzte Bild, das wir von ihm besitzen, noch einmal zusammenfaßte, was dieses Leben bedeutet hat. In einem sonnigen Biedermeierzimmer sitzt der greise Andersen und blickt in die Ferne ... Durchs offene Fenster schimmert der Sund von Kopenhagen, und man kann sich vorstellen, daß Kinder hereinkommen werden, und der freundliche alte Mann im Lehnstuhl beginnen wird, Märchen zu erzählen ... Aber der Weg ist zu Ende. Das Herz hat aufgehört zu schlagen, und nur die heiteren Kinder seiner Phantasie leben weiter und werden noch lange leben.“ (Martin Bodmer)

Seitdem Andersens Märchen ihren Siegeszug durch Europa angetreten haben, bezauberten sie immer neue Generationen von Kindern und Erwachsenen, gehört der Name Andersen zu jenen, die man nennt, wenn von Allgemeingültigem die Rede ist. Namentlich in Deutschland war Andersen populär von den Fürstenhöfen bis in die Arbeitervereine und Kinderstuben. 1847 gab er seine Lebensbeschreibung heraus, und zwar in deutscher Sprache unter dem Titel: „Das Märchen meines Lebens ohne Dichtung“.

Offenbar war es dem Dichter vornehmlich darum zu tun, von seinem Kampf um Anerkennung zu berichten. Früher als in seinem Vaterland spürte er sie in Deutschland. Es war also sein brennender Wunsch, berühmt und geehrt zu werden. Beschreibt der dänische Literaturkritiker Georg Brandes Andersen gegenüber Bjørnstjerne Bjørnson als einen „ganz und gar von sich selbst erfüllten Charakter ohne ein einziges geistiges Interesse“, ist es aber wohl mit diesem Ehrgeiz, mit egozentrischem Egoismus allein nicht getan. Wie immer dürfte auch hier die Konstellation besonderer Umstände das Einmalige und Einzigartige hervorgerufen haben. Sicher ist das Neckisch-Launige des dänischen Witzes in Andersen ebenso verkörpert wie die naive Fabulierkunst der Volksschicht, aus der er stammt; der Geist der Spätromantik, der seiner Kunst den weichen Schimmer verliehen hat, ist an ihr ebenso beteiligt, wie die Biedermeierliche Freude am Nahen und Kleinen. Doch mit alledem ist das Phänomen noch keineswegs erklärt, das den armen Proletarierjungen, und nicht etwa einen seiner glücklicheren, zum

berühmtesten Dänen, ja zum Inbegriff der Nation erhoben hat.

Lohnt es sich doch auch wohl in unseren Tagen noch, über dieses Phänomen einmaliger genialer Dichterexistenz nachzudenken, und soll solches im Folgenden einmal unter dem Aspekt christlicher Existenzphilosophie Sören Kierkegaards geschehen:

Was heißt existieren, was ist Existenz?

Fraglos ist es so, daß dieses Wort, dieser Begriff in die moderne Geistigkeit bis in die Umgangssprache der Gebildeten erst durch Kierkegaard eingeführt worden ist, so daß viele es im Munde führen, ohne sich je darüber Rechenschaft gegeben zu haben, was es eigentlich bedeutet, und was Kierkegaard damit gemeint hat.

Aller Nachdruck möchte dabei nun auf die Untersuchung der „unwissenschaftlichen Nachschrift“ fallen. Es ist tatsächlich auffallend, in welcher Häufigkeit der Begriff „Existenz“ gebraucht wird, nicht nur das Substantiv als solches, sondern auch das dazugehörige Verbum und dies sowohl im Infinitiv wie im Partizip, das zugleich attributivisch und substantivisch begegnet. Durch ganze Partien der Nachschrift zieht sich ja wie ein Refrain der Satz, in dem die Kritik der Zeit formuliert wird, über die sein Pseudonym Climacus sich so sehr erregt: „Es ist das Unglück der Zeit, daß sie vergessen hat, was Innerlichkeit ist und was Existieren bedeutet.“

Es läßt sich nicht übersehen, daß in diesem Satzgefüge das Wort „existieren“ den spezifischen Sinn bekommt, den es vorher ja nicht hatte. Um dem gerecht zu werden, muß man dem Wort „Innerlichkeit“ nähertreten, das hier intentionalen Charakter hat. Es handelt sich um eine Bestimmung, die von der Existenz nicht ablösbar ist, anders ausgedrückt: um eine Berufung, mit der der Existierende behaftet ist. Das Wort Innerlichkeit wird noch verschärft durch den Begriff Subjektivität, mit dem es mehrfach ausgewechselt wird, so in einem Satz, der schon in der Einleitung zur Nachschrift erscheint: „Christentum ist Geist, Geist ist Innerlichkeit, Innerlichkeit ist Subjektivität.“

Um das Christwerden geht es ja in der Nachschrift, d. h. um das Gottesverhältnis in seiner Wesentlichkeit und Echtheit gemäß dem Satz, der für Climacus als Kernsatz gelten kann: „Eigentlich ist es das Gottesverhältnis, das den Menschen zum Menschen macht.“ Dies Verhältnis aber besteht nur als Mißverhältnis, wie Climacus nicht müde wird zu betonen: Denn das Dasein des Menschen ist ja das Dasein dessen, der sich in seiner Existenz vorfindet, ausweichend vor ihrem wahren Sinn, und auf der Flucht vor dem Anspruch, dem er hier begegnen soll, d. h. das des Sünders.

Dies Gottesverhältnis dennoch „einzuüben“, das ist der Sinn des Existierens. Wir verstehen nun, warum Climacus den Begriff der Existenz gewählt hat und nicht den des Daseins, der sich ihm auch angeboten hätte, denn er gewinnt nun ein

Verbum, das es ihm möglich macht, die existentielle Wahrheit als einen Vollzug aufzufassen, eine Begegnung, die sich in der Lebenszeit des Menschen zutragen soll.

Um was es geht, das sagt noch genauer der Satz: „Die Subjektivität ist die Wahrheit, die einzige, die es für einen Existierenden gibt.“ Gott selbst ist die Subjektivität in vollem Sinne, er ist ein sich selbst begründendes und ergründendes Ich. Der Mensch dagegen, der „abgeleitete Geist“, kann seine Wahrheit nur gewinnen, kann subjektiv nur werden, wenn er seine Existenz, die ihm ungefragt zugefallen ist, auf Gott zurückbezieht und sie von ihm entgegennimmt. Dabei muß er Gott das Vertrauen entgegenbringen, daß er es mit ihm gut meint und das Mißtrauen gegen ihn in sich überwinden. Dazu bedarf es einer inneren „Umbildung“, denn von Natur ist der Mensch nur darauf bedacht, sich selbst zu behaupten und sein Recht vor Gott geltend zu machen.

Hans-Christian Andersen, der im Vergleich zu Kierkegaard ein recht einfältig-kindlich-naives Verhältnis zu Gott hatte und, seinen eigenen Äußerungen folgend, fromm und abergläubisch zugleich aufwuchs, hat die schützende Hand Gottes selbst gespürt, nicht zuletzt bestimmt durch Eindrücke aus der Welt früher Kindheit, zu der u. a. auch das Zuchthaus und das Irrenhaus in Odense gehörten und die in beängstigendem Andenken in ihm fortleben sollten. „Er glaubte an Gott wie die Wilden an ihren Glücksstern“ (Erling Nielsen). Und dennoch wird man ihm zugestehen können, daß er den Weg des Sieges in der Demut ging. „Meine Lebensgeschichte wird der Welt sagen, was sie mir sagt: Es gibt einen liebevollen Gott, der alles zum Besten führt.“ Der so schreibt, konnte ebensogut ein Diener Gottes und der Menschen, eine Art Zinzendorf oder Pestalozzi werden. Den strengen Dogmen des Christentums stand er zwar fern, doch war sein Glaube von tiefster Menschenfreundlichkeit.

Bei einem Gespräch mit Oehlenschläger vertritt dieser den realistischen Standpunkt, man solle sich mit den Gaben der Erdenwelt zufrieden geben und nicht darüber hinaus noch unsterblich sein wollen. Andersen erwidert: „Doch! Denn ich könnte zornig auf Gott werden, wenn er nicht all den Menschen Ewigkeit gebe, die es hier in der Welt so schlecht gehabt und fast nie Freude erlebt haben ... Ich muß an eine Unsterblichkeit glauben.“ Als Student hatte Andersen auch wirklich den Plan, Prediger zu werden, aber Dichtung war doch der Magnetberg, der seinem Schiff die Pfade wies. In der kleinen, äußerlich unscheinbaren Kunstgattung des Märchens legt H. C. Andersen alle seine Erfahrungen über das Dasein nieder, alle seine Menschenkenntnis und Gesellschaftskritik. Nie aber, obwohl er alle Voraussetzungen dafür hatte, wird er zum Sozialreformer; seine Hoffnung für die Armen und Unterdrückten liegt eben im Unsterblichkeitsglauben: Ein seliges Leben nach dem Tode ist der leidenden Menschheit berechtigter Anspruch an den allliebenden Gott, und himmlische Rechtfertigung wird dem

„Kleinen Mädchen mit den Schwefelhölzchen“ zuteil.

Und da sei an den 1848 erschienenen Roman „Die zwei Baroninnen“ erinnert, ein reifes und ausgeglichenes Buch, das „nicht nur Begebenheiten, sondern auch Charakter und Poesie“ hat. Die lebensvollen Schilderungen erstrecken sich von den kleinen friesischen Inseln, die Andersen 1844 in Gesellschaft König Christian VIII. besucht hatte, bis zu den mannigfaltigsten Kreisen und Örtlichkeiten Kopenhagens; und die vielen scharfumrissenen Gestalten, vor allem die derbe alte Baronin und ihr junger Schützling, die Kätnerstochter Elisabeth, die beide einfacher Herkunft sind, tragen dazu bei, den sozialen Leitgedanken des Buches hervorzuheben: „Wir sind alle ein Stück, alle aus demselben Erdenkloß gebildet; einer kam in Zeitungspapier, ein anderer in Goldpapier, aber auf die Vergoldung soll der Klumpen nicht stolz sein. In jedem Stand gibt es Adel, aber der steckt in Gedanken und nicht im Blut, denn wir sind auch alle eines Blutes, was man auch sage.“ — Doch außer dieser Lehre von der Menschlichkeit enthält der Roman auch Anläufe zu einem persönlichen Glaubensbekenntnis, und dieser religiöse Glaube wird dann das allbeherrschende Thema in Andersens nächstem Roman „Sein oder Nichtsein“ (1857); auch „Eine Geschichte aus den Dünen“ (1860) gibt ein geistvolles und tiefpersönliches Bekenntnis seines Glaubens an die Unsterblichkeit des Menschen.

Hier offenbart sich, daß H. C. Andersen, der auch erfahren mußte, daß hinter dem unschuldigen Glück wie im Märchen die Tücken lauern, der geliebt hat, ohne je Gegenliebe zu finden und allerlei ärgerliche Mißhelligkeiten und Demütigungen erdulden mußte, letzten Endes doch das Gegengewicht des Glaubens und des Vertrauens, zumindest aber der Sehnsucht, die immer noch Hoffnung ist und Zuversicht, daß es das rettende Verheißene gäbe, nie verloren hat.

Bei der Durchsicht der Tagebücher Andersens muten diese allerdings wie reinste Krankenjournalen an: Matt, fiebrig, schwindelig, entkräftet sind Worte, die mit freigiebiger Hand über die Seiten ausgestreut sind; und unablässig wittert er Kränkungen und Zurücksetzungen, wo es keine gibt, fühlt sich reizbar, schlechter Laune, trübsinnig, erregt, fürchtet, verrückt zu werden — kein Wunder, daß diese Aufzeichnungen für psychiatrische Studien ein Leckerbissen geworden sind. — Meines Erachtens nicht zu Recht.

Zunächst scheinen zwar Gemüdstiefe und Depressivität etwas Unvereinbares zu haben, Gemüdstiefe und „eine dauernd trübe Gefühlsbetonung aller Lebenserfahrungen“ einander zu widersprechen.

Sprechen wir jedoch von der Tiefe des Gemütes und verstehen wir darunter das, was die Empfänglichkeit für Lebensinhalte zum wesentlichen Träger des inneren Haltes macht, erinnern wir uns daran, daß es ja gerade das Erfülltsein von einem echten Lebensinhalt ist, was die Schwere des Lebens tragen und aushalten läßt, dann sehen wir auch, daß bei einigermaßen ausgesprochener Gemüdstiefe zwar

immer einzelne Depressionen möglich sind, diese aber nicht zur Dauerhaltung werden können. Schwer nehmen kann man das, was möglicherweise einen Mißerfolg zeitigen und enttäuschen wird; wer nur schwer nimmt, was schwer ist, ist nicht depressiv zu nennen. Mißerfolge und Enttäuschungen gibt es, wo es Ziele gibt: In den Verwirklichungen der moralischen Ideale und in der Befriedigung der vitalen Antriebe. Depressivität kann also bedeuten, daß man sich an das aktive Leben verloren hat, sich entweder schuldig fühlt oder zu kurz gekommen. Diesen Dingen wird ihr Stachel genommen, wenn Gemütslebnisse von genügender Tiefe möglich sind: Denn diese wirken eben soweit distanzierend und ausgleichend, als sie wirkliche Tiefe besitzen. Und wer wollte und könnte wirklich beweiskräftig H. C. Andersen Gemütslebnisse von großer Tiefe absprechen. Andersen war überhaupt kein mittelmäßiger, sondern ein ungewöhnlicher Mensch, ein Genie, dem die Gnade geschenkt war, aus der erlebten Spannung zwischen Wirklichkeit und Ideal Potenzen freizumachen, die uns ob ihrer ungeheuren schöpferischen Produktivität wunderbar erscheinen müssen. Andersen wußte wohl selbst, daß er keine scharfen Grenzen zwischen Phantasie und Wirklichkeit zog, oder richtiger, daß seine Grenze nicht mit der normalen zusammenfiel. Daher rührt das Geniale in ihm, das Wunderbare. Andersen hat auch erkannt, daß Genialität unheimlich dicht neben dem Galimathias liegt. Wenn er sich auf die richtige Seite hinübergerettet hat, so gebührt Gott allein die Ehre. Das darf ich als Arzt wohl einmal sagen, ohne mir den Vorwurf unsachlicher Sentimentalität machen zu lassen.

In der europäischen Philosophie und Theologie hat keiner schärfer als Kierkegaard die Verantwortung der Persönlichkeit gegenüber sich selbst betont, das unendliche Risiko, das es ist, zu existieren, die absolute Einsamkeit, in welcher das Ewigkeitsschicksal des Menschen entschieden wird. Und Genie ist Einsamkeit in persönlicher Leidenschaft. Ein solcher einsamer Mensch war auch H. C. Andersen. Andersen heiratete nie, und wenn er auch viele Freunde gewann, hatte er kaum Vertraute als sein Tagebuch — und seine Märchendichtung. Töne der großen Leidenschaft wie Kierkegaard konnte Andersen, seinem Wesen gemäß, in das neben einer Fülle von krankhaft anmutenden Zügen immerhin auch ein gesunder, positiver „fünenscher Lebensappetit“ hineinspielt, nicht anschlagen, obgleich sein Instrument sonst über ein reiches Register verfügte, und wozu an prominenter Stelle ein gutmütig-herzlicher Humor gehörte, der allerdings auch vor der Satire nicht haltmachte, wenn es galt, Philisterseelen zu attackieren, die nicht begreifen wollten oder konnten, daß die Welt mehr als nur eine Perspektive hat. Jene Kraft des Gemütes und des Verstandes, die Humor genannt wird, mag in Andersen, der aus seinem äußeren Kampf keinen Hehl machte, sicherlich aber auch in sich selbst Feinde zu bekämpfen gehabt hat, ein Thema, über das er merkwürdigerweise in den Memoiren leicht hinweggeht, als überaus wichtiger

Selbstheilungsfaktor wirksam geworden sein, der ihm letzten Endes zu Überlegenheit über das Schicksal verhalf, und dem kein geringer Teil seines Ruhmes zukommt.

Man hat nun einmal gesagt, Andersen stehe zwischen zwei Zeiten, zwischen Romantik und Realismus. Aus der einem komme er, die andere habe er selber mit seinen Märchen eingeleitet. Wie fern aber war Andersen bereits dem problematischen Geist der Romantik, die in der eigenen Ironie die selbstgeschaffenen Illusionen wieder aufhebt, während sich hier Leben und Stilleben, Menschliches und Wunderbares in schönster Ausgewogenheit begegnen.

Seiner Zeit lag der Hang zu sentimentalem Spießertum näher, aber Andersen streift es kaum, er spielt vielmehr auf reizende Art in ein Spitzwegsches Bild hinüber. Entscheidend ist nicht die historische Frage des Woher und Wohin, sondern die Leistung, das Positive, dessen Träger und Bildner der Genius ist. Andersen ist konservativ, er liebt die stille Ordnung des Altgewohnten, aber wie sehr bewundert er auch die neue Zeit!

Er begeistert sich für die Erfindungen und Errungenschaften des fortschrittsfreudigen 19. Jahrhunderts, für Eisenbahn und Dampfschiff, für Gaslaterne und Daguerreotypie, für Liberalität und Entwicklungslehre, für Befreiung der Sklaven, kurz, was die Gemüter damals bewegte, bei völliger Ahnungslosigkeit freilich gegenüber den sozialen und politischen Konsequenzen, für die er nie das mindeste Gefühl hatte. Wo er solchermaßen für sein Jahrhundert Partei nimmt, zeigen sich die schwachen Stellen seines Werkes, auch bei einer Reihe von Märchen, die von dem Fortschritt, den sie preisen, längst überholt sind. Wenn er meinte, dem letzteren seinen Tribut zollen zu müssen, so tat er es wider sein besseres „Ich“, denn er ist nicht mit, sondern trotz seiner Zeit der größte Märchendichter aller Zeiten geworden.

Wie mochte das geschehen?

Jedes Individuum ist einzig in seiner Art, unerklärbar in Begriffen metaphysischer oder wissenschaftlicher Systeme. Jeder Mensch, der existiert, wählt in seiner Zeit. Die Zeit ist kurz, der Mensch ist frei. Und damit hängt etwas ungeheuer Wichtiges und Bedeutendes zusammen: Gerade diese Freiheit ist eine Quelle der Angst. Denn wir wissen oder wir ahnen doch, wieviel von unserer Entscheidung abhängt — und können dennoch nicht mit Sicherheit sagen, was aus uns werden wird. Also muß jeder einzelne seinen Mut zusammennehmen und wählen — wählen, so gut er kann.

Hier spiegelt sich der Existentialismus als eine Lehre der Tat, als Auflehnung gegen die Auffassung, das menschliche Wesen sei ein hilfloses Spielzeug historischer oder naturbedingter Kräfte. Von mancher Seite hat man nun den

Einzelnen, den Kierkegaard meint, für den er schreibt, total mißverstanden, wenn man ihn als Monade auffaßt und in die Nähe des Solipsismus (nur ich bin wirklich) rücken will. Für Kierkegaard ist im Gegenteil jenseits der ersten Unmittelbarkeit der Mensch nur als Einzelner imstande, sich so mitzuteilen, daß es nicht bei objektiver Mitteilung bleibt, sondern daß er, indem er sich mitteilt, „offenbar wird“. Er wird offenbar, indem er persönlich wird. „Es ist jedes Menschen Pflicht, offenbar zu werden ... Lieben kann nur, wer sich offenbaren kann“, sagt Kierkegaard — und man kann durchaus im Sinne dieses eines seiner tiefstinnigsten Worte den Satz auch umkehren. In einer Anmerkung sagt er, statt von Offenbarung könnte auch von Durchsichtigkeit gesprochen werden. Es könne das Gute auch als Durchsichtigkeit bezeichnet werden, während Verschlossenheit „eo ipso“ Lüge bedeutet. Andersen hat sich offenbart, wenngleich sein zugleich geistvoll-ironischer und gütiger Humor als Korrektiv gegen Gefühlsüberschwang oder als Scheu, das zartere Innere völlig zu entblößen und preiszugeben, interpretiert werden könnte. Die Beschäftigung mit Märchen, von Anfang an als guter Stern über H. C. Andersen gestanden, brauchte er im Grunde genommen nicht auf Überliefertes zurückzugreifen. Er gesteht: „In meiner zunehmenden Hinneigung zum Märchen folgte ich meinem Triebe, die meisten selbst zu erfinden ...“

Von den rund 160 Stücken der vollständigen Ausgabe gehört der weitaus größte Teil zu den letzteren. Doch auch hier ist zu unterscheiden zwischen reinen Phantasiegebilden und jenen Märchen, denen er das Heimlichste und Tiefste seines Lebens anvertraut hat. Diese meinen wir, wenn wir von seiner „inneren Befreiung“ reden. Hier, wo es um seine eigene Geschichte geht, gelingt ihm Unvergleichliches! Das hat er erlebt. Und diese — mit aller Freude und aller Schwermut — erfahrene Wahrheit ist an Unmittelbarkeit und Ernst jeder konstruierten Wahrheit voraus. H. C. Andersen hat erlebt, wie seine Mutter sich in Mühsal für ihn plagte; und das ist eingegangen in die erschütternde Gestalt der Frau, die ihr Kind vom Tode zurückerbittet, und der Wäscherin, die in den Augen der Welt nichts taugt, weil sie nichts besitzt als die Liebe zu ihrem Kinde. Die Welt teilte sich Andersen wie dir und mir persönlich mit. Die Objektivität ist nicht der erste, sondern der zweite Schritt. Er darf aber nicht der letzte Schritt bleiben. Erst in der Kategorie des Einzelnen erkennt der Mensch sich selbst und den anderen wieder. Andersens Lebensgeschichte dürfte jeglichen Einwand von Grund auf hinfällig machen, als sei das Einzelsein so etwas wie konzentrierte Selbstbezogenheit. Im Unterschied, sei es zur Intellektualität oder zu dem kalten Pathos existentialistischer Strömungen späterer Zeit, finden wir an der Wurzel christlichen Kierkegaardschen Existentialismus das Ich/Du-Verhältnis zu einem geliebten Menschen.

So war und blieb Regine Olsen für Sören Kierkegaard auch nach der Lösung des Verlöbnisses auf eine unvergleichliche Weise seine Partnerin, die geliebte

Bezugsperson, der wichtigste Mensch: „Siehst Du, Regina, in der Ewigkeit gibt es keine Ehe; dort werden sowohl Schlegel als ich uns freuen, mit Dir zusammen zu sein.“

Andersens ganze Liebe galt dem Kind. Darauf abgestellt, hielten seine Märchen, die er aus der reinsten Unmittelbarkeit des Herzens heraus erzählte, die goldene Mitte zwischen Naivität und Kunst, zwischen Phantasie und greifbarem Leben — jene Mitte, die man spürt, nicht sieht, die keiner Absicht, die nur der glücklichen Hand gelingen kann. Hier liegt zugleich aber auch ein Grund für Andersens unglückliches Verhältnis zu den heimatlichen Kunstrichtern, vorzüglich zum eleganten und verstandesmäßigen Ästhetizismus des Heiberg-Kreises, das gerade sein Bedeutendstes, seine Märchen, sich kaum in das sanktionierte Literaturschema einfügen ließen.

Auch Sören Kierkegaard, Andersens Zeitgenosse, blieb ihm fremd wegen der großen Gegensätzlichkeit ihres Wesens, ihrer Mentalität und ihrer Lebensführung. Kierkegaard sprach abfällig von Andersen als einem „Jammerlappen“. Er tat ihm damit trotz und bei alledem Unrecht. Zumindest in einem Punkt war Andersen von früher Kindheit an erstaunlich zäh: Wo es galt, seine Traumwelt zu verwirklichen. Alle anfänglichen Mißerfolge konnten ihn nicht hindern, es immer wieder damit zu versuchen und schließlich durchzusetzen. Es ist schon so entscheidend; Selbstsein, sagt Kierkegaard, heißt gleichzeitig mit sich selbst sein. Man kann den Menschen nicht in die Perspektive der Weltgeschichte hineinprojizieren, ohne daß er seine Unmittelbarkeit verliert. Was bedeutet der Unmittelbarkeit gegenüber die „Forderung der Zeit“? „Keine Büchse der Pandora könnte soviel Unglück und Elend fassen, wie sie verborgen sind in dem einen kleinen Wort: Die Forderung der Zeit.“

Andersen mußte schon viel an seiner Zeit leiden, aber auch seine mimosenhafte Empfindlichkeit hat schließlich noch das ihre dazu beigetragen, daß Andersens Lebensweg stellenweise recht dornenreich war. Aber, so hören wir wiederum von Kierkegaard: „Die Geärgerten verstehen öfter manches besser als die Konformisten, die im Indifferentismus stehenbleiben.“ Und so lächelt auch Andersen noch unter Herzwieh, wie in den schalkhaften Dialogen etwa von Spielzeug oder Küchengeräten, in denen er eine leise Rache für Kränkungen und Liebeskummer nimmt. Diese innere Heiterkeit ist sein dänisches Erbe. Trotz seines Hanges nach fremden Ländern und Leuten, trotz seiner dauernden Weltfahrei ist er „der dänischste aller dänischen Dichter“, aufs engste mit Luft und Landschaft der Heimat verbunden. Aber trotz der Heimatliebe ist es nie Heimattümelei, auch kein Versuch der Erweckung einstigen Gutes und Stils, wie ihn sein verdienter Zeitgenosse Grundtvig unternommen hat ...

„Andersen ist selbst der Stil und selber die Heimat.“ Er vermag frisch darauflos zu erzählen wie in einem Volksmärchen. Und kennt man den Hintergrund der

Märchen, so findet man in ihnen Personen und Örtlichkeiten aus dem Vaterland Andersens. Dabei hat dieses Lokalkolorit einen Duft von Ewigkeit an sich. Ebenso wie Kierkegaard und Grundtvig wurde Andersen vom Augenblick inspiriert, von der Situation, in der er sich eben befand, von Menschen und Verhältnissen in Kopenhagen und im übrigen Dänemark.

Doch wie bei den beiden Ebenbürtigen bekam das Nahe und Persönliche allgemein menschliche und zeitlose Gültigkeit. Hier erweisen sich, bedeutungs- bzw. wirkungsanalytisch gesehen, der Begriff der genialen Existenz als differenzierteste Ausdrucksform persönlicher Norm vorzüglich in ihrer geistigen Dimension und die Kategorien des Kierkegaardschen Denkens, nach dem alle Weltanschauungen schließlich und endlich auf einer subjektiven Überzeugung, einem Glauben oder auf einer selbständigen Wahl, einem Beschluß beruhen.

FRANCISKA CLAUSEN *Die große alte Dame von Apenrade*

In Apenrade, Vestergade 8, lebt hinter der klassizistischen Fassade eines um 1900 mit ausgeprägtem Bürgerstolz erbauten zweigeschossigen Hauses, das durch zwei dreigeschossige, vorspringende Seitenflügel und im Mittelfeld durch Mansarden und sogar ein Wohntürmchen nobel akzentuiert wird, die erste moderne Malerin dänischer Nationalität: Franciska Clausen. In burgartiger Abgeschlossenheit verwaltet und vermehrt die am 7. Januar 1899 in Apenrade als Tochter des Kaufmanns Peter Clausen und seiner Frau Christine geborene Olufsen geborene und von ihren Eltern bewußt geförderte Künstlerin ihr Werk, sofern es noch nicht zu Museen und Heimen von Anhängern der abstrakten Kunst fand. Denn die inzwischen zu souveräner Würde geadelte alte Dame gehört im Nachweis der modernen Kunstgeschichte zur Elite jener Künstler, die seit Wassilij Kandinskys ersten gegenstandsungebundenen malerischen Äußerungen um 1910 zu vielfältigen Versuchen und bald auch zu künstlerisch beachtlichen Unternehmungen antraten. Sie gehörte zu jener primären Avantgarde, die von dem Ungarn Laszlo Moholy-Nagy, dem Russen Archipenko, von El Lissitzky, Schwitters, Natan Altman und David Sternberg in Berlin Anfang der zwanziger Jahre repräsentiert wurde; 1922 kam Franciska Clausen aus dem zwei Jahre zuvor an Dänemark gefallenen Apenrade in die Hauptstadt Deutschlands. Begonnen aber hatte sie ihr Malstudium 1921/22 in München bei Hans Hofmann, der auf Tradition setzte; auf Berlin aber konnte für die strebsame und zielbewußte junge Kunststudentin nur Paris folgen. Dort holte sie sich bei Fernand Léger Belehrung und Anregungen, die sogar so weit führen, daß wir im Musée National d'Art Moderne in Paris ein von Léger signiertes Bild „Contraste d'objets“ sehen können, das Franciska Clausen nach seinem skizzierten Entwurf gemalt hat. Sollen darüber hinaus „Kontakt-Namen“ das Bild einer überragenden Persönlichkeit umrahmen helfen, so seien Piet Mondrian, Michel Seuphor, Hans Arp und Sophie Teuber-Arp, Malewitsch, Delauney, der Italiener Magnelli und der Schwede Otto G. Carlsund genannt, der auch zu Légers „Académie Moderne“ gehörte. Sie alle sind mehr oder minder komplett oder differenziert künstlerischen Kennworten wie Kubisten, Konstruktivisten und Neoplastizisten beizuordnen, im Grunde alle von ästhetischen Prinzipien beherrscht. Der von Franciska Clausen m. E. sogar übertroffene Mondrian erstrebte mit der Kunst ein sittliches Ziel, erwähnenswert in Anbetracht der vielen mitunter geradezu widerwärtigen Darbietungen einer Scheinkunst unserer Tage, die alle Werte frech ins Gegenteil

verkehrt. Bezeichnend für die Ernsthaftigkeit unserer schon als „klassisch“ eingestuften „Moderne“ mag ein Satz stehen, den Franciska Clausen 1951 an Oscar Reuterswärd schrieb, der sie im Vorwort zu einem Katalog dafür gelobt hatte, daß sie „wagte, was kein anderer getan hatte, nämlich das neoplastizistische Bildsystem um und um zu wenden, von dem abzuweichen Mondrian nicht das Kleinste erlaubte“: „Hätte“, so äußerte sich Franciska Clausen, „hätte die Farbe eine weit größere Intensität, als Farben haben können, wenn man sie mit geschlossenen Augen sieht, so würde alles stärker wirken, könnte man sie durchleuchten, und warum wirkt alles so sublim im Anblick und kann nicht so vollkommen wiedergegeben werden? Sollen wir Mondrian einen Tempel bauen? Die Fenster sollten wie seine Bilder sein: Stahlarmaturen und farbiges Glas. Es muß etwas Tieferes sein, daß sie so befreiend, tröstend und suggestiv wirken.“

Zum wortgetreuen Zitat, doch auch zur Vorbereitung auf einen Besuch der 1933 nach Dänemark zurückgekehrten Künstlerin hatte der Reporter das 1947 von Troels Andersen und Gynther Hansen verfaßte reichbebilderte und in Andelbogtrykkeriet Odense gedruckte Buch „Franciska Clausen“ mit der beigefügten deutschen Zusammenfassung von Dr. Paul Koopmann zur Hand genommen. Man muß dem Detail nachspüren, um das Komplex von Werk und Persönlichkeit der Künstlerin zu erahnen, die in ihrem gewiß liebenswerten Geburtsstädtchen in Klausur ging, als sei es so von ihrem Namen Clausen geboten. Wäre sie in Paris geblieben, dann hingen heute ihre Werke unter ihrem eigenen Namen im Musée National d'Art Moderne, darin neben exquisiter europäischer Moderne auch mancherlei amerikanischer Ausschuß, ja plakativer Blödsinn wertvollen Platz beansprucht. In Dänemark aber hat sich hinsichtlich der Apenrader Künstlerin der leider noch immer geltende Spruch vom Propheten bestätigt, der im eigenen Land nichts gilt. Das betrifft nicht zwangsläufig eine Obrigkeit, sondern den „übernächsten“ Nachbarn, ein wenig auch die allzu sehr „eingiegelte“ Künstlerin selber.

Lassen wir ganz beiseite, wie das Interview für das „Grenzfriedensheft“ zustande kam. Auf bestmögliche Weise empfohlen, öffnet sich zu abgemachter Minute die Tür des vorweg beschriebenen Hauses, dessen Jugendstilelemente im Innern bald zu fesseln vermögen. Schien Frau Clausen angesichts von vier Fremdlingen anfänglich etwas beklommen, wo sie nur mit zweien gerechnet hatte, so wirkte sie sogleich ladylike souverän, als ich sie französisch ansprach und ihr in der Sprache einige Artigkeiten sagte, in der sie in Paris für ihre skandinavischen Studienkollegen bei Meister Leger gedolmetscht hatte. Doch gleich geht es deutsch und auch dänisch weiter, nur der französische Likör bleibt bei seiner Nationalität. „Ich bin traurig, daß Sie sich nicht setzen können“, sagt die Dame des Hauses, wir hören es noch oft, während wir gut eine Stunde uns vorsichtig wie auf Eisschollen durch die hohen, großen Räume bewegen. Nicht nur Tisch und Stühle

sind mit Malereien bedeckt, selbst der Fußboden ist mit fertigen Blättern und Skizzen belegt, daß man nur mit Vorsicht einen Schritt tun kann, die Wände hängen ohnedies voll mit Ölbildern, Gouachen und altem Geschirr; wertvolle Teller und eine Lampe haben ihr Einbrecher gestohlen. Von vier Einbrüchen berichtet die Gastgeberin, inzwischen wurde ein fünfter bekannt, mit der Merkwürdigkeit, daß die Diebe ihr die gestohlenen Sachen zurückbrachten.

Was heißt bei der Fülle von Kunst gewordener Genialität Unordnung? Wo anders soll ein Künstler mit seinen Sachen bleiben, wenn er sie nicht in Mappen wegräumen kann, weil er mit vielen Einzelstücken der verschiedensten Lebensabschnitte weiterleben will oder gar muß: hier und heute, zeitlos also. Da blickt einen das in Kohle festgehaltene Porträt einer schönen jungen Dame geradezu sinnverwirrend an: mit neunzehn Jahren gezeichnet, technisch perfekt. Man muß heute noch den Eltern Clausen Hochachtung zollen, daß sie so frühzeitig die geniale Veranlagung ihrer Tochter erkannten und sie im Kriegsjahr 1916 auf die Großherzogliche Kunstschule Weimar und 1918 auf die Frauenakademie München schickten, und zwar deshalb, weil dort die bessere Lernmöglichkeit bestand. Doch lehrte nicht in Kopenhagen der Professor Sigurd Wandel an der Kunstakademie? Er galt als reaktionär, die Jugend wollte einen moderneren; doch die junge Studentin aus Apenrade war nicht ausgezogen, um zu streiken, sondern um zu lernen, und so blieb sie 1920/21 in Kopenhagen. Dann wieder München, bei Hans Hofmann, und während sie in ihre Grenzheimat dänische Briefe schreibt, hört sie in der bayerischen Landesuniversität eine deutsche Einführung in die Philosophie.

Kopenhagen war, so resümiert sie heute, im Vergleich zu München provinziell. In München sah sie eine Picasso-Ausstellung, man könne vielleicht sagen, meint sie auf die entsprechende Frage, daß dies den Anstoß für ihren abstrakten Weg gegeben habe. Doch sogleich springt sie ins Jahr 1923 nach Berlin, wo der aus Kiew stammende Kasimir Malewitsch den durch Kreis, Drei- und Viereck und Kreuz gekennzeichneten Suprematismus als modernste, von Kubismus und Futurismus beeinflusste oder provozierte künstlerische Errungenschaft vorwies. „Weiß auf weiß, schwarzweiß dreieckig, das hatte man noch nicht gesehen, das war suggestiv“, schwärmt unsere Künstlerin in Erinnerung; doch fügt sie bedenkend hinzu: „Aber vielleicht ist das nicht genug als Kunst ...“ — Paris wird der nächste Schauplatz unseres Gesprächs. Besonders bei Léger habe sie sehen gelernt, worauf es ankomme, und sie habe es noch mehr vereinfacht. Das Lockwort „Kern der Dinge“ beantwortet sie spontan mit „Konstruktion“. Der Name Mondrian fällt; sie kannte ihn auch, er gehörte zur Pariser Clique wie Robert Delaunay, Arp, Otto Carlsund, Theo van Doesburg, Moholy-Nagy, sie alle haben der Moderne ein seriöses Gepräge gegeben. Die Künstlerin aus Apenrade ist ihnen durchweg ebenbürtig, in manchem überlegen.

Zwei Künstlerseelen wohnen auch in Franziska Clausens Brust: neben der abstrakt sich äußernden ist es die Seele einer minutiösen Porträtistin. Es ist aber nicht das Original, sondern eine Photographie davon, was wir bestaunen: Bildnis einer Dame aus Kopenhagen, einer bekannten Bürgerin von wahrhaft königlicher Attitüde. Suchen wir einen angemessenen kunstgeschichtlichen Vergleich hierzu, so landen wir bei Angelika Kauffmann, die Goethe malte. Mit der Porträtkunst hat Franciska Clausen ihren Lebensunterhalt bestritten, um fürs Eigentliche frei zu sein: für ihre abstrakte Kunst. Ihre Größe hierin zu erkennen, war Dänemark zu klein. Und um dies der großen Welt zu vermitteln, dazu fehlte der energische Manager.

Wie sie überhaupt zur Malerei kam, wollen wir wissen. Nun, als Kind schon zeigte sie Begabung, als Zwölfjährige zeichnete sie ihren Vater lebensecht, und wie ihn viele andere. In ihrer Geschlechterreihe erscheinen Gutsbesitzer und Gelehrte. Im Wunsch des Vaters, Architekt zu werden, mag sich das Rätsel ihrer Berufung erklären. Die Mutter wäre gern Naturforscherin geworden. So setzt sich der Geist durch. Kunstkollegen haben Franciska Clausen die Doppelbegabung oder auch künstlerische Doppelspurigkeit verübelt. „Andere machten Keramik“, spielt sie auf Picasso an, „da darf man doch wohl auch Porträts malen und verkaufen.“ Und nachdem sie noch einmal die wohlthuende Pariser Atmosphäre gerühmt hat, die frei war von Künstlerneid, bedauert sie die Verhaltensweise einiger Institute, die Werke aus ihrer schöpferischen Frühzeit, vornehmlich Gouachen, als Leihgaben wie vererbtes Eigentum hinnähmen ...

Versuchen wir nun nach einem tiefbewegenden Besuch der „alten großen Dame von Apenrade“ sie selber mit Worten zu porträtieren: Auf dem von den Eltern stammenden Büfett lagen sogar noch Schulhefte der Elfjährigen, deren intellektuelle Begabung sich schon darin verriet. Daß sie obenauf lagen, ließ darauf schließen, daß sie noch immer gern zur Hand genommen wurden, um längst Vergangenes an die Gegenwart zu binden. Was anderes ist schon die geradezu einmalige Unordnung in ihrem großen Atelier als die Beschwörung einer ereignisreichen Vergangenheit und eines übertollen Innenlebens, dem gegenüber eine materialistische Gegenwart nichts zu bieten hat? Mit welcher Fülle von Warmherzigkeit, Sensibilität und Anmut wiegt nicht diese Frau das überquellende Interieur ihrer Wohnung auf, die ja die ihre ist und in der sie nun ihre Schüchternheit in Schutz birgt. Ein Seelenreichtum ohnegleichen verkapselt sich hier, in ihrem Werk dokumentieren sich künstlerischer Auftrag und künstlerische Mühe beispielhaft für unsere Gegenwart.

EMIL NOLDE

gesehen aus der Perspektive der „Leute an der Schleuse“

Anneliese Matthiesen aus Pattburg, Gymnasiastin in Apenrade, ist die Urenkelin „Annas von der Schleuse“ in Ruttebüll. Anna war Witwe und wohnte in einem kleinen Haus an der Schleuse. 1909 vermietete sie zwei Zimmer an den Kunstmaler Emil Nolde. Die Urenkelin schrieb über diese Zeit Noldes einen Aufsatz, der in mehreren dänischen Zeitungen veröffentlicht wurde. Wir bringen hier einen Auszug in deutscher Übersetzung. (Die Red.)

... An einem Frühlingstag des Jahres 1909 kam ein armer, verzweifelter und kranker Kunstmaler nach Ruttebüll ... Gegen Abend klopfte er an die Tür meiner Urgroßmutter und stotterte verlegen, er habe gehört, sie wolle ihre beiden Zimmer vermieten. In seinem Tagebuch schreibt er über die Begegnung mit der jungen hübschen Witwe „Ihre beiden kleinen Kinder verbargen sich in ihrer schwarzen Trauerkleidung, und der Älteste fragte: ‚Mutter, was will der fremde Mann hier?‘ Ich mietete ihre beiden schönen Zimmer mit der Aussicht auf den Ruttebüller See“. Nach einiger Diskussion einigte man sich über den Preis. Meine Großmutter sollte dem Maler das Mittagessen geben, seine Pinsel waschen und die Stuben säubern. Er würde dort einige Jahre lang das ganze Sommerhalbjahr wohnen. Die Urgroßmutter fand ihn zwar etwas merkwürdig, dachte sich aber nichts dabei, da sie im übrigen meinte, daß alle Künstler mehr oder weniger komisch seien ... (1910 mußte Emil Nolde eine schwere Krankheit durchmachen.) Als er gesund und kräftig wurde, arbeitete er wie nie zuvor. Er malte nun im Ernst seine bekannten religiösen Bilder. Er aß wenig und schlief zu wenig. Er wurde noch schweigsamer und verschlossener, und wenn er schließlich mit Anna sprach, dann geschah es über Dinge, die sie nicht verstand. Anna sah ihn nicht so viel wie früher. Mit seinem kleinen braunen Boot ruderte er hinaus und kam erst spät am Abend heim ... Eines Wintertages gelingt es Emil, Anna dazu zu überreden, dem Maler mit dem kleinen Jakob (meinem Großvater) Modell zu sitzen. Sie sitzen mehrere Stunden lang, Jakob schläft ein. Emil malt ganz unbedenklich weiter und sagt wiederholt: „Nur noch einen Augenblick, Anna.“ Schließlich sind sie fertig und Emil geht hinaus.

Anna hat den Jungen ins Bett gebracht und schleicht sich dann hinein, um das Bild zu sehen. „Was hat er nur für eine Nase gemalt. Sie ist ja ganz blau“, denkt Anna beleidigt, und während sie die Pinsel reinigt, wird sie immer zorniger über die blaue Nase. In ihrer Erregung nimmt sie einen Pinsel mit der Farbe, die er für die rotgelbe Gesichtsfarbe gebraucht hatte und streicht damit vorsichtig über die blaue Nase. Zu ihrem Entsetzen sieht sie, daß diese grün wird. Unglücklich liegt sie im Bett und denkt darüber nach, was sie sagen soll, wenn er es entdeckt. Jedoch Emil merkt am nächsten Morgen nichts. Er betrachtet stolz und froh das

Bild und fragt, ob Anna es leiden mag. „Ja, sehr“, sagt Anna. „Es sind auch einige gute Farben“, sagt Emil, „besonders im Gesicht.“ Das war der Beginn seiner grünen Periode.

Die Jahre vergingen ... Eines Tages kam der Fuhrunternehmer Nils Hansen und freite um Anna. Sie sagte ja, und sie beschlossen, dänisch zu werden und nach dem Norden zu ziehen. Sie erzogen zusammen fünfzehn Kinder. Ehe sie abreisten, schrubhte Anna die Türfüllungen in ihren beiden Stuben rein und entfernte so die Bilder, die Emil Nolde gemalt hatte, wenn ihm Leinen fehlte. Die Blumenkränze, die er auf den Türrahmen malte, ließ sie bleiben. Das Haus an der Schleuse wurde an die dänische Zollverwaltung, die es wohl noch heute besitzt, verkauft. Man setzte jedoch neue Türen ein, und die alten wurden in den Schuppen gestellt. Vielleicht stehen sie noch dort.

Unsere Landschaft ist bescheiden, allem Berauscheden, Üppigen fern, das wissen wir, aber sie gibt dem intimen Beobachter für seine Liebe zu ihr unendlich viel an stiller, inniger Schönheit, an herber Größe und auch an stürmisch wildem Leben.

EMIL NOLDE

FUEV-Kongreß 1975 in Kopenhagen

Vom 11. bis zum 15. September 1975 hielt die „Föderalistische Union Europäischer Volksgruppen“ (FUEV) im dänischen Parlamentssitz Schloß Christiansborg in Kopenhagen ihren 24. Kongreß ab. Den Vorsitz führten der FUEV-Präsident, der südschleswigsche Generalsekretär Hans Ronald Jörgensen, und der nordschleswigsche Chefredakteur Jes Schmidt, Mitglied des Folketings. Neunzig Minderheitenvertreter aus über zwanzig Volksgruppen Europas verfolgten mit Interesse dem Ablauf des Kongresses.

„Die Verhältnisse der Volksgruppen und Minderheiten Europas sind verschieden, so verschieden, wie Europa ist. Der Rahmen, der eine solche Vielfalt umfassen soll, muß deshalb weit gezogen werden. In diesen Rahmen müssen hineinpassen können unsere baskischen Freunde, die in einem schweren Kampf stehen, und unsere Freunde im Elsaß, die Franzosen sind, aber weiterhin ihre deutsche Mundart bewahren wollen“, sagte der FUEV-Präsident in seiner Begrüßungsrede wörtlich.

Die Volksgruppen fühlen sich als wichtiger Bestandteil der europäischen Völkerfamilie, so daß sie auch bei der Neuordnung Europas berücksichtigt werden wollen. Eine Resolution, die dem Europarat und der Europäischen Gemeinschaft vorgelegt wird, hat folgenden Wortlaut:

„Der Kongreß der FUEV stellt fest:

1. daß die Entwicklung der europäischen Zusammenarbeit die Situation der Volksgruppen und nationalen Minderheiten wesentlich beeinflussen kann;
2. daß die Berücksichtigung der Minderheiten und Volksgruppen in der europäischen Zusammenarbeit auch eine entscheidende Voraussetzung für eine friedliche Entwicklung dieser Zusammenarbeit ist;
3. daß die EG-Regionalpolitik die Volksgruppen und Minderheiten in ihre Vorstellungen und Planungen einbeziehen müßte, da sonst diese Regionalpolitik, nur nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten ausgerichtet, sich zum Schaden nicht nur der Volksgruppen und Minderheiten, sondern auch der kleinen Völker entwickeln könnte;
4. daß die Volksgruppen und Minderheiten in ihrer Eigenart einen wesentlichen Beitrag zu der kulturellen Vielfalt Europas in der Vergangenheit geleistet haben und auch in Zukunft leisten können. Diese Vielfalt ist der Reichtum Europas und muß erhalten bleiben;
5. daß die Sicherung der Rechte und Entwicklungsmöglichkeiten der europäischen Volksgruppen und Minderheiten eine hohe Verpflichtung der europäischen Institutionen ist.

In einem zweiten Abschnitt schlägt der FUEV-Kongreß 1975 den europäischen Institutionen vor, daß das Europa-Parlament und der Europarat besondere Ausschüsse zum Studium der Fragen der Minderheiten und Volksgruppen und zur Bearbeitung der damit im Zuge der europäischen Zusammenarbeit verbundenen Probleme einsetzt, und daß die Schaffung eines Europäischen Instituts zum Studium der ethnischen Probleme in Europa, besonders jener der Volksgruppen und Minderheiten, angestrebt wird.

Eine weitere EntschlieÙung zielte auf die Realisierung des Textes in den Schlußdokumenten der Konferenz über Zusammenarbeit und Sicherheit in Europa (KSZE) in Helsinki ab. Die Unterzeichnerstaaten erklären wörtlich: „Die Teilnehmerstaaten, in Anerkennung des Beitrages, den die nationalen Minderheiten oder die regionalen Kulturen zur Zusammenarbeit zwischen ihnen in verschiedenen Bereichen der Kultur leisten können, beabsichtigen, wenn auf ihrem Territorium solche Minderheiten oder Kulturen existieren, diesen Beitrag unter Berücksichtigung der legitimen Interessen ihrer Mitglieder zu erleichtern.“ Damit wird m. E. das Recht der Volksgruppen auf eine eigenständige Entwicklung deutlich unterstrichen. Eine wichtige Aufgabe der FUEV wird es in Zukunft sein, die Unterzeichnerstaaten immer wieder auf dieses Versprechen aufmerksam zu machen.

Eine wichtige Satzungsänderung wurde bis zum nächsten Kongreß vertagt, weil nach Meinung der Experten die neuen Satzungen noch nicht entscheidungsreif waren. Man einigte sich aber, daß es nützlich sei, die jährlich stattfindenden Kongresse von den volksgruppeninternen Angelegenheiten zu trennen und diese in einem Hauptvorstand einen Tag vor dem Kongreß zu erörtern. Auf diese Art und Weise hofft man, daß auf den Kongreßgessen alles Wichtige und Grundsätzliche besprochen werden kann und daß damit ein stärkeres Öffentlichkeitsinteresse geweckt wird, das auf die Existenz der europäischen Volksgruppen hinweist. Bei der Beurteilung der FUEV-Arbeit ist m. E. immer wieder hervorzuheben, daß der persönliche Kontakt der Delegierten untereinander, gepaart mit einem ausführlichen Erfahrungsaustausch, vielen Volksgruppen neuen Mut gibt, ihre Arbeit in ihrer Heimat anzupacken. Es gibt in der Union zu viele Volksgruppen, die darauf angewiesen sind, sich einmal im Jahr einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen und ihre Probleme offen aussprechen zu können.

Das Präsidium wurde in Kopenhagen wiedergewählt. Der Generalsekretär der dänischen Minderheit, Hans Ronald Jörgensen, wurde erneut Präsident. Als Vizepräsidenten fungieren der Folketingsabgeordnete der deutschen Volksgruppe in Dänemark, Jes Schmidt, Apenrade, als Vertreter der nordeuropäischen und deutschsprechenden Minderheiten ; der bretonische Architekt Pierre Lemoine aus Quimper/Finisterre als Sprecher der westeuropäischen, z. T. französisch

sprechenden Volksgruppen; Prof. Dr. Reginald Vospernik aus Klagenfurt ist als Kärntner Slowene zuständig für die Minderheiten im südosteuropäischen Raum. Als Generalsekretär der Volksgruppenunion löst der südschleswigsche Däne Olav Meinhardt den langjährigen und sehr verdienten Dr. Paul Skadegaard ab. Dieser wird in Zukunft das umfangreiche FUEV-Archiv verwalten und der Union als sachverständiger wissenschaftlicher Berater zur Verfügung stehen.

Der dänische Minister für Kultur und Verkehr, Niels Matthiasen gab für die Teilnehmer des FUEV-Kongresses einen Empfang und würdigte in einer kurzen Ansprache die Bedeutung der Minderheitenunion. Der ehemalige Generalsekretär der deutschen Volksgruppe in Dänemark, Rudolf Stehr, Apenrade, lud alle Kongreßteilnehmer zu einem Frühschoppen in das Haus der Verbindung Schleswigscher Studenten, in das Collegium 1961 nach Hellerup ein. Die nordschleswigschen Studenten nahmen als Gastgeber die Gelegenheit wahr, mit möglichst verschiedenen Delegierten der europäischen Volksgruppen ins Gespräch zu kommen, die aus Lappland, Schottland, Wales, Kärnten, Südtirol, Belgien, Deutschland und Dänemark sowie aus der Bretagne und aus der Schweiz nach Kopenhagen gekommen waren. Sie vertraten die Samen, die Finnlandschweden, die schottischen Patrioten, die Waliser, die Kärntner Slowenen und Burgenländischen Kroaten aus Österreich, die Südtiroler und Ladiner aus Italien, die Deutschbelgier, die deutschen Nordschleswiger und die dänischen Südschleswiger sowie die deutschgesinnten Friesen und die dänisch-nationalen Friesen aus Schleswig-Holstein, die Bretonen aus Frankreich, die Exilvertretungen der Sudetendeutschen aus der Bundesrepublik Deutschland und die Kossovaren aus Frankreich und den USA. Außerdem waren Vertreter der Polen in Deutschland und ein Beobachter der Rhätoromanen aus dem Oberengadin (Schweiz) sowie Delegierte des Bundesverbandes der Deutschen aus Jugoslawien und Vertreter der Nationalpartei aus Cornwall gekommen.

Armin Nickelsen

Drei Tagungen des Grenzfriedensbundes

Immer mehr wird die Zeit des Herbstes zur Zeit der Tagungen. Das trifft besonders für den Grenzfriedensbund zu. Die drei Tagungen, die von ihm in Zusammenarbeit einmal mit der Arbeitsgemeinschaft junger Nordschleswiger, zum andern mit der Akademie Sankelmark und zum dritten mit der Arbeiter-Wohlfahrt durchgeführt wurden, waren ihrer Thematik, ihrem Teilnehmerkreis und ihrem Verlauf und Ergebnis nach so verschieden, wie sie nur sein konnten. Sie zeigten besonders deutlich die Weite der gesellschaftlichen und geistigen Problematik, in die sich der Grenzfriedensbund hineingestellt sieht und die ein besonderes Charakteristikum

seiner Arbeit ist.

Im Mittelpunkt der Tagung „Vom Standort zum Standpunkt“ am 10.-12. Oktober in der Akademie Sankelmark stand die Frage nach der nationalen Identität, die von der Jugend der deutschen Volksgruppe besonders stark empfunden wird und die auch in den Grenzfriedensheften schon mehrfach erörtert worden ist. Sie war darum auch der bestimmende Tenor der Vorträge und der lebhaften Aussprache. Einen gänzlich anderen gesellschaftlichen und geistigen Bezugsrahmen hatte die mit der Akademie Sankelmark vom 20. bis 23. November gemeinsam durchgeführte deutsch-dänische Wissenschaftlerkonferenz mit dem Thema „Arbeiterbewegung in Nord- und Mitteleuropa zwischen nationaler Orientierung und Internationalismus.“ Hier ging es generell um die Frage, *welche* theoretische und praktische Haltung die Arbeiterbewegung *zwischen* Nationalismus und Internationalismus in der Vergangenheit und Gegenwart eingenommen hat und welchen Einfluß dies auf die Stellungnahme zum deutsch-dänischen Nationalitätenkampf im schleswigschen Grenzraum gehabt hat. Dementsprechend war der Teilnehmerkreis ein gänzlich anderer als bei der vorherigen Tagung. Es waren in der Mehrzahl junge Wissenschaftler, deren Forschungsbereich in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Thema der Tagung stand. Außer den Interessierten aus dem Grenzraum Schleswig kamen die deutschen Teilnehmer u. a. von den Universitäten Kiel, Göttingen und München, die skandinavischen von den Hochschulen in Lund, Uppsala, Göteborg, Roskilde, Aarhus und Kopenhagen. Die gesellschaftliche Spannweite reichte vom Universitätsprofessor bis zum historisch interessierten Laien, so daß die Tagung sich von der Themenstellung her über die entsprechenden Fachvorträge und die ungewöhnlich lebhafte Aussprache zu einer deutsch-gesamtskandinavischen ausweitete, die deutsch-dänische Grenzfrage in gesamteuropäische Zusammenhänge hineingestellt wurde und aus dieser Sicht eine andere Dimension erhielt. Diese Sicht über den eigenen engeren Interessen- und Forschungsbereich hinaus wurde allgemein als das besondere Charakteristikum dieser Tagung empfunden neben der Akademie Sankelmark eigenen intimen Atmosphäre.

Nach Ziel, Inhalt und Teilnehmerkreis wieder völlig anders angelegt war die vom Grenzfriedensbund mit Vertretern der Arbeiterwohlfahrt aus dem Landesteil Schleswig am 29. November auf dem Knivsberg durchgeführte Tagung. Hier standen praktische Fragen der Sozialarbeit im Mittelpunkt der Erörterungen. Ihr besonderes Gepräge erhielt sie aber durch die Teilnehmer aus dem Kreise des Bundes deutscher Nordschleswiger, deren Beiträge zur Aussprache den Vergleich zwischen den so verschiedenen gesetzlichen Grundlagen und Voraussetzungen der dänischen und der bundesrepublikanischen Sozialarbeit ermöglichten.

Ernst Beier

Deutsch-dänische Schulbuchkonferenz

Wer in einem deutschen Geschichtsbuch blättert, findet nur wenig über Dänemark und fast gar nichts über die Entwicklung des deutsch-dänischen Verhältnisses. Vom nördlichen Nachbarstaat ist da nur die Rede im Zusammenhang mit den Wikingern, der Hanse und dem Dreißigjährigen Krieg. Der Krieg Preußens/Österreichs gegen Dänemark 1864 wird meist lediglich unter dem Blickwinkel preußischer Hegemoniebestrebungen gesehen und das Abstimmungsjahr 1920 taucht in vielen Geschichtsbüchern nur kurz unter dem Abschnitt „Folgen des 1. Weltkrieges“ auf. Wenn es um aktuelle Zeitgeschichte geht, erfahren die deutschen Schüler über Dänemark häufig nicht viel mehr, als daß dieses Land NATO- und EG-Mitglied ist. „Das deutsch-dänische Verhältnis von 1800 bis heute bleibt als Modellfall für nationale Entzweiung und Versöhnung im Schulunterricht fast durchweg unbeachtet und ungenutzt“ bedauerten Hochschuldozent Dr. Erich Hoffmann von der Universität Kiel und Prof. Lorenz Rerup aus Roskilde zum Abschluß der dritten deutsch-dänischen Schulbuchkonferenz in der Akademie Sankelmark. Zusammen mit 32 anderen Historikern und Pädagogen aus beiden Ländern versuchten sie vier Tage lang ein Konzept zu erarbeiten, das Schülern, Studenten und Lehrern einen besseren „Einstieg“ in die Grenzproblematik ermöglicht.

Den Anfang zu einem besseren gegenseitigen Verständnis und nationaler Entzerrung der Geschichtsschreibung hatten bereits 1952 der Kieler Professor Dr. Alexander Scharff (auch jetzt in Sankelmark dabei) und der langjährige dänische Generalkonsul in Flensburg, Prof. Troels Fink, gemacht. Dabei konnten die Wissenschaftler rasch Mißverständnisse und Kontroversen abbauen, so daß sich die Tagungsteilnehmer bei der jetzigen dritten Konferenz bei der Beurteilung der Ereignisse beinahe „hoffnungslos einig“ waren. Im Mittelpunkt der viertägigen Arbeit stand die Erstellung eines Quellenkataloges, der bereits auf der vorjährigen Konferenz in Angriff genommen war. Nach solch einem Katalog drängten vor allem die Wissenschaftler, während die Pädagogen auf den vorangegangenen Schulbuchkonferenzen kein allzu großes Interesse für so ein Werk gezeigt hatten. Diese unterschiedliche Interessenslage konnte bei der jetzigen Schulbuchkonferenz durch eine neue Konzeption auf einen Nenner gebracht werden. Sie sieht unverändert die Erarbeitung eines Quellenbuches zur deutsch-dänischen Geschichte von 1800 bis zur Gegenwart vor. Neben diesem rein wissenschaftlichen und in erster Linie für Studenten, Lehrer und Professoren gedachten Werk sollen jedoch vorweg vier Hefte herausgegeben werden, die als wichtige Ergänzung zum Geschichtsunterricht den Schülern ein Grundwissen an Geschichtsfakten und Zusammenhängen liefern.

„Der Nordschleswiger“, 25. Nov. 1975